

Der Normopath

Ein Roman von Ben Daniel und Oliver Heuler

Inhaltsverzeichnis

1. Flughafen München	2
2. Unternehmensberater	5
3. Der Code menschlicher Handlungen	8
4. Naturgesetz Mensch	10
5. Wann sind wir erwachsen?	15
6. Trauer und Angst	18
7. Gibt es einen freien Willen?	21
8. Wut	26
9. Erziehung	32
10. Unterwerfung und Rebellion	36
11. Empathie statt Erziehung	41
12. Zu Hause	48
13. Besuch in der Schule	51
14. Familiengespräch	54
15. Besuch bei Küppers	59
16. Radtreff	62
17. Ende	70

1. Flughafen München

Der Kleine schlug mit der Nase auf dem Boden auf. *Recht geschieht's dir*, dachte Alexander Stahl. Er hätte ihm am liebsten sein Hälschen umgedreht. Aber das hätte vermutlich Scherereien gegeben. Das Balg rannte seit Minuten Slalom durch die Warteschlange, ein Plastik-Tier auf Rollen im Schlepptau, das blinkte und jaulte.

»Wenn Sie Ihr Kind unter Kontrolle hätten, wäre das nicht passiert«, fuhr Stahl die Mutter an. Sie trug ein ockerfarbenes Umstandskleid und braune Sandalen.

»Ist das alles, was Ihnen dazu einfällt?«, empörte die sich, während sie ihren Jungen tröstete.

»Eine Abfertigungshalle ist kein Spielplatz und Ihr Rotzlöffel«, Stahl entfuhr etwas Speichel, »der terrorisiert seit einer Viertelstunde jeden in der Schlange.«

»Mich terrorisiert hier niemand«, mischte sich die Dame ein, die hinter Stahl gewartet hatte. Sie eilte dem Kleinen zur Hilfe.

Das hat mir noch gefehlt, dachte Stahl und seufzte. Er kam von der Jahrestagung seiner Firma, die hier in München stattfand. Seit zehn Jahren ertrug er endlose Vorträge mit Motivierungen. »Ihr wollt mehr Umsatz, ihr braucht mehr Umsatz, ihr könnt mehr Umsatz.« Stahl erschien das so überflüssig wie lächerlich. Vor diesen Veranstaltungen beschäftigte ihn immer nur eine Frage: Welche Maßnahmen hat sich das Management dieses Jahr wieder ausgedacht, um meine Arbeit zu erschweren? In der Zentrale schielten alle neidisch und missgünstig auf die Außendienstler. Sie gönnten ihm und seinen Kollegen weder den Firmenwagen noch das Spesenkonto und sicher nicht das hohe Gehalt und die größeren Freiheiten.

»Bleib bei mir, Luca, der Mann hat schlechte Laune«, sagte die Mutter, die Stahl auf den ersten Blick in die Schublade »alleinerziehende Feministin« gesteckt hatte.

»Genau, ich bin schuld, dass Ihr Kind keine Grenzen kennt.«

In diesem Moment wurde ein Schalter frei und das Gespräch endete abrupt.

Stahl reichte der Dame am Schalter seinen Ausweis. »19 Uhr nach Berlin, kein Gepäck. Und ich hätte gerne einen Gangplatz.«

Die Mitarbeiterin der Fluggesellschaft ließ die Hälften ihrer Magnetlesebrille zusammenschnappen. Sie betrachtete Stahls Ausweis und sagte: »Ich schaue gleich nach, Herr Stahl.« Sie bearbeitete ihre Tastatur, als wäre sie eine mechanische Schreibmaschine und nach einer gefühlten Ewigkeit schüttelte sie den Kopf. »Tut mir leid, der Flug ist ausgebucht und kurz vor dem Abflug gibt es weder Gang- noch Fensterplätze. Ich muss Sie in einer Mittelreihe unterbringen. Sitzen Sie lieber vorne oder hinten, Herr Stahl?«

»Ist mir egal. Suchen Sie sich was aus. Vielleicht nah an den Toiletten, damit ich nicht nur wie die Sardine in der Büchse hocke, sondern es auch passend riecht.« Stahl erschrak über seine Worte. »Entschuldigen Sie und streichen Sie den letzten Satz. Es ist ja nicht Ihre Schuld, wenn alle Plätze belegt sind. Mir hat beim Warten so ein unerzogener Zwerg den letzten Nerv geraubt.«

»Schon gut. Ich habe Sie auf Platz 10b gebucht, Herr Stahl. Hier sind Ihr Ausweis und Ihre Bordkarte. Bitte gehen Sie direkt zum Gate G18. Ich wünsche Ihnen einen guten Flug, Herr Stahl.«

Das war das vierte Mal, dass sie seinen Namen genannt hatte. *Hat man ihr sicher auf einem Customer-Relationship-Seminar eingebläut.* »Die empathische Beziehung zum Kunden ist entscheidend für den Markterfolg.« *Stimmt, nur das papageiartige Wiederholen des Kundennamens hatte nichts mit Empathie zu tun — es nervte nur.*

Bei der Sicherheitskontrolle hatte Stahl keine Sorgen, Opfer falsch verstandener Höflichkeit zu werden. Mitarbeiter von Sicherheitsfirmen erinnerten ihn an »Das Experiment«, den Film über das Stanford-Prison-Experiment. Dort gab man einer Gruppe Menschen Herrschaft über eine andere und das Ganze endete in einer Katastrophe. Zum Glück piepte der Scanner bei Stahl nicht und eine Leibesvisitation blieb ihm erspart. Die Dame bei der Abfertigung wollte, dass er direkt zum Gate geht, aber er empfand kein Pflichtbewusstsein gegenüber einer Fluggesellschaft, die nur einen Mittelplatz für ihn übrig hatte. Stahl ging stattdessen zu Dallmayr und bestellte einen Milchkaffee. Als er sein Sakko auszog, fiel die Broschüre seiner Firma aus der Brusttasche. Die Marketing-Abteilung hatte sie mit dem neuen »Mission Statement« erarbeitet. Es gehe nicht vorrangig um Umsatz und Rendite. Es gehe darum, einen Unterschied zu machen, um Ökologie und Nachhaltigkeit, um soziale Verantwortung und partnerschaftliche Unternehmenskultur. »Die Firma, in der jeder Tag mit einem Lächeln beginnt«, hieß es dort. Den Mitarbeitern im Haupthaus konnte man sowas auftischen, Stahl und seine Außendienst-Kollegen machten diese Floskeln nur noch zynischer. Die Broschüre erinnerte an ein YouTube-Video. Er hatte es vor Monaten gesehen: eine Persiflage auf die Werbevideos großer Firmen. Der Besitzer pries seinen Obst-Stand in München an. Aus dem Off erklang ein Sprecher mit den üblichen Floskeln: »Ein Familienunternehmen mit Tradition, das für Qualität, Leidenschaft und Nachhaltigkeit steht. Wir stellen uns den Herausforderungen einer modernen Welt, denken und handeln lösungsorientiert.« Alles garniert mit einem Schwall Mode-Vokabeln: »Ganzheitlich, zeitgemäß, kreative Innovationen, effiziente Synergieeffekte, Kundennähe.« Bla bla bla.

Der Obsthändler nimmt sich selbst auf die Schippe, dachte Stahl, aber unser Vorstand glaubt sogar, was da steht. Wobei nichts einzuwenden ist gegen Qualität, Zuverlässigkeit und Kundenorientierung. Die bekommen wir nur nicht, indem wir Werbetexter engagieren und deren Sprüche auf Broschüren verteilen. Wie wäre die ungewöhnliche Idee, die Menschen ernst zu nehmen? Und zwar nicht nur die Kunden, sondern auch die Mitarbeiter. Sein Handy erinnerte ihn ans Boarding. Er nahm den letzten Schluck Kaffee und ging zum Gate.

Auf dem Weg kaufte er sich bei Jupiter die neue Tour, das Magazin für Rennradfahrer. Er hatte sein Rad auf Geschäftsreisen mit im Auto und blieb so im Training. Im Flieger würde Zeit sein, sich über die neuesten Modelle und Trends zu informieren. Vor ihm an der Kasse stand ein Kunde, der ein Taschenbuch mit EC-Karte bezahlen wollte. Stahl warf einen Blick auf den Titel: »Jenseits von Gut und Böse — Vorspiel einer Philosophie der Zukunft« von Friedrich Nietzsche. Stahl dachte: *Zwanzig Semester und der Herr Philosoph fährt mit Dokortitel Taxi.* Zunächst schob der junge Mann mit Rasterlocken seine Karte verkehrt herum in den Schlitz. Als die Karte endlich richtig herum im Lesegerät steckte, klingelte das Telefon des

schätzungsweise 18-Jährigen. Daraufhin begann der, seinen übervollen Rucksack zu durchsuchen.

Stahl verdrehte die Augen. »Würde es Ihnen viel ausmachen, Ihre PIN vor Sonnenuntergang einzugeben?«, fragte Stahl und machte eine Geste Richtung Lesegerät.

Der Kartenzahler ließ sich nicht irritieren. Stattdessen wurde der ganze Zeitschriften-Laden Zeuge seines Telefonats.

»Oookaaaaay, ha ha ha.«

»Sheeeesh.«

»Der ist so verbuggt.«

»Ist ja sick as fuck.«

»Sie geben jetzt Ihre Geheimnummer ein oder Sie lassen mich vor.«

»Hey, chill dich mal, Alter.«

»Chill du dich mal«, sagte Stahl, zog die Karte des jungen Mannes aus dem Gerät und warf sie dem verdutzten Besitzer vor die Füße. Danach rückte er zur Kasse vor und legte sein Magazin der blonden Kassiererin mit pechschwarzen Augenbrauen vor die Nase. »Ich zahle bar und habe es passend.« Die Dame an der Kasse wusste nicht, wie ihr geschah; sie scannte aber reflexartig die Zeitschrift und nahm das Geld. Stahl verließ den Laden, während der Jugendliche ihn beschimpfte. Ohne sich umzudrehen, antwortete Stahl, indem er seine rechte Hand hinter dem Rücken zu einer Faust formte und den Mittelfinger emporhob.

Auf einmal erklang folgende Durchsage: »Wir bitten Herrn Alexander Stahl zum Schalter am Gate G18, Alexander Stahl bitte zum Schalter am Gate G18.«

Ja, ja ich komme. Hauptsache ihr habt mir den Mittelplatz freigehalten, dachte Stahl und ging betont langsam zu seinem Flugsteig. Als er ankam, sah er, dass die Fluggäste noch alle da waren und das Boarding nicht mal begonnen hatte. *Was soll der Quatsch?*, fragte sich Stahl. Am Schalter erwartete ihn jedoch eine Überraschung:

»Die Economyclass im Flug LH 2036 nach Berlin ist überbucht, Herr Stahl, aber wir bringen Sie in der Businessclass unter und Sie können gleich einsteigen.«

»Dann will ich mal ein Auge zudrücken«, witzelte Stahl und bedankte sich. Er lief als einer der ersten durch die Fluggastbrücke, begrüßte die Stewardessen, setzte sich auf Platz 3c, warf sein Magazin auf den Mittelsitz und schloss die Augen.

2. Unternehmensberater

»Lassen Sie mich noch rein?« Stahl blickte in das Gesicht eines schätzungsweise 50-Jährigen, der einen eng geschnittenen, hellgrauen Glencheck-Maßanzug ohne Krawatte trug. Er hatte blaue Augen, einen Drei-Tage-Bart und mittelblonde, lockige Haare. Die waren länger und struppiger, als man es in Kombination mit seinem Anzug erwarten würde. Er machte auf Stahl in jedem Fall nicht den traurigen Eindruck vieler Geschäftsleute, die mit ihren dunklen Augenringen, verhärmten Zügen und abwesenden Blicken Zombies glichen.

»Natürlich.« Stahl stand auf und wollte sein Magazin vom Mittelsitz nehmen.

»Können Sie liegen lassen. Ich sitze am Fenster. Die neue Tour habe ich auch noch nicht gelesen«, sagte der Mann mit einer tiefen, aber sanften Stimme. Er schmunzelte und zog sein Jackett aus.

»Sie fahren Rennrad?«, fragte Stahl erstaunt.

»Noch nicht lange. Blut geleckert habe ich — für die Tour de France melde ich mich aber erst nächstes Jahr an, ha ha.«

Das war die zweite gute Nachricht des Tages, dachte Stahl, Businessclass und einen Rennradfahrer als Gesprächspartner.

»Wo fahren Sie? Sind Sie aus Berlin?«, fragte er weiter.

»Ja, ich wohne im Südwesten, also meist Krone raus, Wannsee, Potsdam und auf der Westseite der Havel zurück.«

»Schöne Tour, so um die 60 Kilometer?«

»Sie kennen sich aus«, staunte Stahls Sitznachbar.

»Das Berliner Umland war jahrelange mein Fitness-Studio«, sagte Stahl.

»Sie fahren schon länger und regelmäßig?«

»Zehntausend Kilometer im Jahr.«

»Wow, ich fahre erst ein paar Monate und zeichne meine Touren noch nicht lange auf.«

»Nicht wichtig«, sagte Stahl, »der Ehrgeiz kommt früh genug. Hauptsache man hat Spaß.«

Die beiden unterhielten sich angeregt über die neuesten Radmodelle, Internetseiten, Apps und merkten nicht, wie die Zeit verging. Stahl blickte auf die Uhr und sah, dass sie fast eine halbe Stunde auf dem Rollfeld standen. In diesem Moment meldete sich der Flugkapitän aus dem Cockpit:

»Verehrte Fluggäste, mein Name ist Lutz Werner. Ich bin Ihr Kapitän auf dem Flug von München nach Berlin. Mein Co-Pilot Jürgen Ziegler und ich begrüßen Sie ganz herzlich an Board unseres Airbus A320. Wie Sie sicher bemerkt haben, stehen wir bereits eine Weile in der Schlange und würden gerne starten, aber die Flugsicherung hat gerade gemeldet, dass der Flugsicherungsradar ausgefallen ist. Wir hoffen, dass der Schaden in der nächsten halben Stunde behoben wird, denn danach werden wir nicht mehr genügend Treibstoff haben, um noch zu starten, und müssten zum Vorfeld zurück und dort nachtanken. Wir hoffen aufs Beste und ich melde mich, sobald wir Neues erfahren. Bis dahin entschuldigen wir uns für die Verzögerung und wünschen Ihnen trotzdem einen angenehmen Aufenthalt an Board.«

Der Kapitän wiederholte alles auf Englisch und die Aufmerksamkeit in der Flugkabine wich einem empörten Geraune.

»Wir scheinen uns länger unterhalten zu können«, sagte Stahls Nachbar und reichte ihm lächelnd die Hand: »Mein Name ist Nicholas DuMont.«

»Freut mich, Alexander Stahl.«

»Kennen Sie den Film ›Harry und Sally?‹«, fragte DuMont.

»Vor 20 Jahren gesehen. Der Film mit dem lustigen Orgasmus. Warum fragen Sie?«

»Die beiden fahren mit dem Auto von Chicago nach New York und Harry fragt Sally: ›Why don't you tell me the story of your life?‹«

»Und jetzt wollen Sie die Geschichte meines Lebens hören?«, fragte Stahl irritiert.

»Wir könnten uns auch wie die anderen über die Verspätung aufregen, übers Wetter jammern oder ...«

»Ich bin Außendienstmitarbeiter«, unterbrach ihn Stahl, »bei einer Firma, die sensomotorische Einlagen herstellt. Ich besuche Orthopäden und Sanitätshäuser in Berlin und Brandenburg.«

Er erzählte all das, wie er es dutzende Male getan hatte. Plötzlich wurde ihm klar, dass er in der Businessclass saß und sein Gegenüber Anzug, Schuhe und eine Uhr trug, für die zwei seiner Monatseinkommen nicht reichen würden. Jetzt hatte er sich allerdings als Vertreter geoutet. Aber dieser DuMont hatte überhaupt nichts Schnöselhaftes an sich und war einer der Menschen, denen man blind einen Gebrauchtwagen abkaufen würde.

DuMont lächelte und sagte: »Männer beginnen ihre Lebensgeschichte meist mit ihrem Beruf. Frauen fangen eher damit an, dass sie verheiratet sind, so und so viele Kinder haben, ihre Eltern pflegen und so weiter.«

»Sie fragen also häufiger wildfremde Frauen und Männer aus. Wie würden Sie die Geschichte Ihres Lebens beginnen?«, wollte Stahl wissen.

»Auch mit meinem Beruf. Arbeiten Sie gerne in Ihrem Job?«, fragte DuMont.

»Zumindest habe ich einen gewissen Erfolg. Ich bin angestellt, aber meist mein eigener Herr. Das ist mir wichtig. In einem Büro würde ich verrückt werden, vor allem mit einem Chef auf der Pelle, der mir vorgibt, welchen Bleistift ich benutzen soll und wann ich ihn anzuspitzen habe.«

»Ha ha, so läuft das in Ihrer Firma?«

»Leider. Und es wird immer schlimmer: Die schicken sogar Babysitter mit zu Kundenbesuchen, also irgendwelche Key-Account-Manager oder Gebietsverkaufsleiter. Wenn ein Vertriebler nichts verkauft, würde ich das verstehen, aber ich hab' die besten Zahlen und muss dieses entwürdigende Kasperle-Theater auch mitspielen.«

»Wie kommt das bei den Kunden an?«, wollte DuMont wissen.

»Die wundern sich und die Gespräche verlaufen unnatürlich und verkrampt. In den letzten Jahren hat sich der Irrsinn potenziert, weil dauernd irgendwelche Unternehmensberater ihr Unwesen bei uns treiben: Roland Ärger, Kosten Consulting, Pain & Company — die geben sich unsere Klinken in die Hände. Da kommen 25-jährige Schnösel von der Uni, die mir sagen, wie ich meinen Job zu machen habe. In den ersten Jahren habe ich deren Abschlussberichte gelesen — in der Regel heiße Luft auf hundert Seiten, aufgehübscht mit bunten Grafiken. Deren Wert beschränkt sich auf die Aussage, dass der ›Kreativling‹ ein Excel-Wochenend-Seminar besucht hat. Unternehmensberater habe ich gefressen; die sind so nützlich wie Sand im Tretlager. Ich wollte eigentlich nicht jammern und mich aufregen. Tut mir

leid. Aber jetzt bin ich gespannt, womit Sie Ihre Brötchen verdienen.«

»Ich. Bin. Unternehmensberater«, antwortete DuMont und blickte Stahl dabei ernst ins Gesicht.

3. Der Code menschlicher Handlungen

»Das ist mir jetzt unangenehm«, sagte Stahl, der etwas blass um die Nase wurde. Er überlegte krampfhaft, wie er sich aus diesem Fettnapf befreien konnte. DuMont ließ die Spannung einen Moment wirken und löste sie mit einem Lachen auf:

»Kein Problem. Ich bin so kritisch wie Sie, was meine Branche angeht.«

Stahl schluckte und wirkte erleichtert.

DuMont lächelte und fuhr fort: »Bevor ich Ihnen von mir erzähle, würde ich gerne wissen, wo Sie die Probleme Ihrer Firma sehen?«

Jetzt fiel Stahl ein, wie er mit einem Salto aus dem Fettnäpfchen springen konnte: »Ich habe vor Jahren das Buch eines Unternehmensberaters gelesen — Name fällt mir grad' nicht ein —, der hat den Nagel auf den Kopf getroffen: Er schrieb, dass der Manager sich als Dienstleister für die Mitarbeiter verstehen sollte und nicht als Dompteur, der Raubkatzen durch Feuerringe springen lässt, indem er sie, je nach Bemühen, belohnt oder bestraft. Er schrieb weiter, dass der Manager die Motivation der Mitarbeiter senkt, wenn er sie motiviert. Eine Führungskraft habe viel verstanden, wenn sie versucht, die anderen nicht zu demotivieren. Hat man sowas schon gehört? Der Vorgesetzte müsse lernen, seinen Mitarbeitern zu vertrauen. Tut er das nicht, habe er eigentlich keine Mitarbeiter. He, he, ich wäre schon froh, wenn das Management gelegentlich fragen würde, womit sie mich unterstützen könnten. Ich komme gerade von unserer Jahrestagung und wovon erzählt man uns? Von neuen Kontrollmaßnahmen, Auflagen, Rationalisierungen und Umsatz-Forderungen. Mich macht das verrückt. Aber was soll man da machen?«

»Was man da machen kann, frage ich mich seit dreißig Jahren. Meine Berufsbezeichnung ist Unternehmensberater, treffender wäre aber Menschenberater. Niemand kann nämlich Unternehmen beraten. Wände, Stühle und Tische lernen einfach nichts dazu.«

Stahl lachte. Er merkte aber, dass sein Lachen zur Hälfte aus Höflichkeit bestand. So lustig fand er den Witz nämlich auch nicht. Bei Gesprächen mit Kunden und Vorgesetzten war das wie ein Reflex bei ihm. Das kostete Kraft und zu Hause fehlte ihm dann die Energie für Empathie.

DuMont sprach weiter: »Meine These lautet, Firmen haben Erfolg, wenn die Ziele von vier Gruppen im Einklang sind: Investoren, Management, Mitarbeiter und Kunden. Sind deren Ziele nicht im Einklang, gibt es Konflikte. Will ich diese Konflikte lösen, hilft es mir zu wissen, warum Menschen überhaupt handeln. Ein Menschenberater braucht ein Menschenbild, das der Realität möglichst nah kommt. Seine Ergebnisse werden enttäuschend sein, wenn er empfiehlt, Mitarbeiter mit Zuckerbrot und Peitsche zu steuern. Da bin ich bei dem Kollegen, der das Buch geschrieben hat. Mein USP ist deshalb mein Menschenbild. Ich versuche, den Code zu entschlüsseln, der das menschliche Handeln steuert. Ich weiß: Klingt anmaßend, aber es ist nicht, wie Sie denken. Ich kann alles erklären. DuMont lachte.«

»Und? Haben Sie den Code entschlüsselt?«

»Vollständig entschlüsselt wird er vielleicht nie. Ich bilde mir trotzdem ein, dass mein Schlüssel das Tor zum Glück öffnen kann. Erfolgreiche Unternehmen sind das Ergebnis von Menschen, die glücklich sind, und in Harmonie mit anderen arbeiten.«

»Unternehmen, in denen jeder Tag mit einem Lächeln beginnt?«, fragte Stahl mit einem

zynischen Unterton.

»Höre ich da Sarkasmus?«

»Der Satz ist aus der Broschüre meiner Firma.« Stahl reichte DuMont sein Exemplar und der begann, die Broschüre zu lesen. Als er fertig war, sagte er:

»Ich verstehe Ihren Argwohn. Sie hätten nichts gegen ein Unternehmen, in dem jeder Tag mit einem Lächeln beginnt; Sie reagieren nur allergisch auf Unternehmen, die das behaupten, obwohl es nicht so ist?«

»Exakt. Nehmen wir an, Ihr Schlüssel zum Glück würde funktionieren. Wie bekommen Sie eine Firma dazu, ihn anzuwenden?«

»Damit Menschen anders handeln, brauchen sie die Klarheit, dass der bisherige Weg nicht erfolgreich ist und die Bereitschaft, sich für Neues zu öffnen. Sind die Entscheider zufrieden mit dem Status quo und überzeugt von ihren Methoden, kann ich nichts ausrichten. Ich will dann auch nichts ausrichten. Ich helfe auf Nachfrage, ich missioniere nicht.«

»Wie unterscheidet sich der Code, den Sie entschlüsselt haben, von dem der bekannten Psychologen und dem was man als Hobby-Psychologe aus Wochenzeitschriften kennt? Muss ich doch nicht auf die Couch, um meine Ehe zu retten oder meine Midlife-Crisis zu überwinden? Ha ha«, Stahl versuchte zu lachen, als wäre seine letzte Frage hypothetisch, aber er merkte, dass er wieder mehr über sich verraten hatte, als er wollte.

»Bekannte Psychologen, hm. Freud, Adler und Jung — die waren mit ihrer Tiefenpsychologie aus meiner Sicht auf einer heißen Spur. Wobei schon Schopenhauer und Nietzsche überzeugt waren, dass das Unbewusste großen Einfluss auf uns hat. Dass wir heute, über hundert Jahre später, mehr wissen, ist kein Kunststück. Zwerge sehen weiter, wenn sie auf Schultern von Riesen stehen. Die aktuellen Studien scheinen zu zeigen, dass frühkindliche Erfahrungen und die Eltern kaum einen Unterschied machen. Da wird den Genen und dem Einfluss der Gleichaltrigen mehr Bedeutung eingeräumt. Ich behaupte aber: Wenn Kinder überall nur mit minimalen Unterschieden erzogen werden, kürzt sich dieser Einfluss natürlich raus. Was aber, wenn ein ganz anderer Ansatz einen Unterschied machen könnte?«

DuMont machte eine bedeutungsschwere Pause. »Mit den heutigen Psychologen und Pädagogen bin ich in vielen Punkten uneins: sowohl mit den Forschern an den Universitäten, als auch mit den Autoren der Selbsthilfe-Ratgeber oder den Motivationskünstlern, die mit ihren Anhängern über Kohlen laufen und Tschakka rufen.«

Stahl lachte und sagte: »Einen Kohlenläufer hatten wir tatsächlich auch bei uns. Ich glaube, bei der Kritik sind wir uns einig. Aber es wundert mich, dass Sie denken, unsere Kinder würden nur mit minimalen Unterschieden erzogen. Das sehe ich ganz anders.«

4. Naturgesetz Mensch

»Es gibt wenige Themen, die so heikel sind wie die Erziehung. Sogar Politik, Religion und Ernährung werden entspannter diskutiert. Bevor wir darüber sprechen, würde ich gerne mit einigen Informationen eine gemeinsame Basis schaffen. Darf ich etwas ausholen?«

»Na klar. Holen Sie aus.«

DuMont zog seine Manschetten zurecht, lächelte und holte aus:

»Damit wir Menschen und unsere Gene überleben, hat uns die Natur mit Trieben, Bedürfnissen und Gefühlen ausgestattet. Nichts von alledem können wir uns aussuchen. Das ist Teil unseres Auslieferungszustandes. Informatiker würden sagen, das ist unser schreibgeschütztes ROM. So anpassungsfähig unser Gehirn ist, seine Triebe kann niemand wegmeditieren. Wir können allerdings den Verstand einsetzen, um cleverer mit unseren Trieben, Bedürfnissen und Gefühlen umzugehen. Es wird wahrscheinlich anschaulicher, wenn ich diese drei Begriffe mit Inhalt fülle und erkläre, welche Triebe, Bedürfnisse und Gefühle es aus meiner Sicht gibt. Zusätzlich unterscheide ich zwischen Emotionen und Gefühlen und so wären es vier Begriffe: Triebe, Bedürfnisse, Emotionen und Gefühle. Triebe — als Synonym nutze ich Triebkraft, Instinkt oder Drang — sind angeboren und ererbt. Sie lenken unser Denken und Handeln ohne äußere Einflüsse. Ich unterscheide bei den Triebkräften sechs Gruppen: Sicherheit, Verbindung, Lernen, Gestalten, Ästhetik und Sex.«

»Das klingt nach Maslows Bedürfnispyramide. Die wird uns in jedem zweiten Verkaufsseminar gezeigt.«

»Maslows Pyramide ist auch ein Versuch, das menschliche Handeln zu beschreiben. Ich denke, die Unterschiede zu meiner Sichtweise werden klar, wenn ich die Triebe erkläre und die Zusammenhänge zu den Gefühlen. Ich unterscheide außerdem zwischen Trieben und Bedürfnissen. Bei mir gibt es keine allgemeingültige Gewichtung und deshalb keine Darstellung als Pyramide. Das individuelle Unwohlsein gewichtet in jeder Sekunde neu.«

»Das höre ich mir gerne an. Vielleicht kann ich sogar etwas für meinen Job lernen?«

»Das würde mich freuen. Also der Reihe nach: Beim Sicherheitstrieb geht's ums Überleben. Wir atmen zum Beispiel, wir essen und trinken. Wir suchen ein gewisses Maß an Wärme. Wir bewegen, schlafen und erholen uns. Die Triebe kommen von innen und um sie zu befriedigen, brauchen wir oft Dinge von außen. Hier spreche ich von Bedürfnissen, denn es gibt einen Bedarf. Menschen brauchen: Raum, Luft, Wasser, Nahrung, Rohstoffe, Energie, andere Lebewesen und Informationen. Die Natur hat es so eingerichtet, dass eine physiologische Reaktion eintritt, sobald uns etwas fehlt. Diese Reaktion kann chemisch oder elektrisch sein. Meist ist sie chemisch und elektrisch. Wir nennen diese Reaktion Emotion oder genauer: E-Motion, etwas Elektrisches in Bewegung. Sobald uns die Emotion bewusst wird, sprechen wir von einem Gefühl. Ein Beispiel für den Sicherheitstrieb: Wenn Blutzucker, Insulin und Leptin bestimmte Werte erreichen, wird das an den Hypothalamus gesendet. Das ist die Emotion. Kurz darauf spüren wir ein spezifisches Unwohlsein — ein Gefühl, dem wir den Namen ›Hunger‹ gegeben haben und uns ist klar: Wir brauchen Nahrung. Das ist das Bedürfnis. Diese Reihenfolge Trieb – Emotion – Gefühl – Bedürfnis ist bei allen Trieben gleich. Einige Beispiele: Der Trieb nach Verbindung löst Emotionen aus, also physiologische Reaktionen. Diese führen möglicherweise zum Gefühl der Einsamkeit und es entsteht ein Bedürfnis nach anderen

Lebewesen. Auch unsere Triebkraft nach Lernen sorgt im Gehirn für Emotionen, wir spüren ein Gefühl der Neugier und es gibt ein Informationsbedürfnis. Bei unserem Gestaltungstrieb spüren wir Unruhe und um Kreativität auszuleben, brauchen wir bisweilen Rohstoffe. Der Ästhetiktrieb löst möglicherweise im Gehirn etwas aus, was uns als Gefühl des Ekels bewusst werden kann. Das kann ein Anblick sein, ein Geschmack, Geruch, Geräusch oder etwas Haptisches. Es gibt aber nichts universell Ekliges, Hässliches oder Schönes. Das liegt im Auge des Betrachters. Einem scheint ein schief hängendes Bild unerträglich, anderen würde Ordnung, Symmetrie und Sauberkeit, die ein geringes Maß übersteigen als spießig vorkommen und sie würden sich unwohl fühlen. Den Sexualtrieb brauche ich Ihnen nicht zu erklären: Hormone steigen auf, wir spüren sexuelle Lust und haben ein Bedürfnis nach einem Sexualpartner.«

Stahl hatte konzentriert zugehört und unterbrach DuMont:

»Jetzt haben Sie mich neugierig gemacht. Aber ich muss gestehen: Beim Thema ›Triebe‹ denke ich an ›triebgesteuert‹. Das kann es doch nicht sein. Wir sind schließlich keine Tiere oder Ungeheuer!«

»Sie müssen nichts ›gestehen‹«, antwortete DuMont lachend, »ich kann mich der Wahrheit nur nähern, wenn ich versuche, meine Theorie zu widerlegen. Da helfen Einwände. Wir Menschen sind triebgesteuert, aber wir können unsere Triebe reflektieren, so wie wir das gerade tun. Wir können Triebe gegeneinander abwägen und wir können die Zukunft mit einbeziehen. Die Wenigsten suchen immer die sofortige Befriedigung. Wer seine Zähne putzt, tut das nicht nur, weil er einen unangenehmen Geschmack im Mund hat — da täte es ein Schluck Cola. Wir sorgen uns eher ums kraftvolle Zubeißen im Alter und fürchten den Bohrer. Wir widerstehen also der Versuchung der Cola-Mundspülung und tun etwas, das keine Freude bereitet: Wir schieben minutenlang eine Bürste im Mund hin und her. Mit dem Begriff ›triebgesteuert‹ verbinden viele vielleicht einen Mann, der beim Anblick einer Frau gleich über sie herfällt. Den könnte man Ungeheuer nennen. Unser Gehirn ermöglicht aber ein Leben jenseits reiner Gegenwartsorientierung. Wir vermuten geringe Freude, wenn Sex nicht einvernehmlich stattfindet. Diese Triebbefriedigung würde unserem Ruf schaden, wenn die Tat bekannt wird. Zumindest hätten wir Angst davor. Die Frau könnte uns Verletzungen zufügen und unsere Spiegelneuronen würden ewig für Schmerzen sorgen, weil wir eine Frau vergewaltigt haben. Wer jeden Impuls sofort auslebt, wird seiner langfristigen Glücksbilanz schaden. Wir sind aber auch nicht so unabhängig von unseren Trieben, wie wir uns vormachen. Fastet jemand, könnte er behaupten, er habe seinen Nahrungstrieb transzendiert. In Wirklichkeit hat ihn nur ein anderer Trieb gesteuert, zum Beispiel der Verbindungstrieb. Er will vielleicht abnehmen und seine Attraktivität erhöhen. Oder er macht sich Sorgen um seine Gesundheit und will dem Mann mit der Sense ein Schnippchen schlagen. Dahinter steckt sein Überlebenstrieb. Ich behaupte: Alles, was wir tun, tun wir, um einen oder mehrere unserer sechs Triebe zu befriedigen.«

»Gibt es da nicht eine uralte Philosophie, die das vor ein paar tausend Jahren gelehrt hat? Sich nur nach dem Glück zu richten und das zu maximieren. Den Namen habe ich leider vergessen.«

»Hedonismus.«

»Genau. Ist Hedonismus heute nicht unter Psychologen und Philosophen zum Schimpfwort mutiert?«

»Das ist wahr. Es ist natürlich eine Frage der Definition. Damit Hedonismus zum Schimpfwort werden konnte, wurde es so definiert, dass der Hedonist nur am sofortigen Glück interessiert ist, dass es nur um sensorische Genüsse geht und beides, wenn nötig, auf Kosten anderer erreicht wird. So einen Zeitgenossen will natürlich niemand zum Freund haben.«

»Eben.« Stahl machte eine abwehrende Geste.

»Auf Aristippos von Kyrene, der 400 Jahre vor Christus lebte, mag das noch zutreffen, denn da hieß es: Lust maximieren, Schmerz ausweichen und der Sinn des Lebens sei die körperliche Lust. Aber schon Epikur lehrte 300 vor Christus einen anderen Hedonismus. Er selbst führte ein asketisches Leben. Laut Epikur sei es unmöglich, lustvoll zu leben, ohne dass man ›klug, schön und gerecht‹ lebt. Er unterschied zwischen vernünftigen und unvernünftigen Begierden, also solchen die keinen Schaden nach sich ziehen und solchen, die das tun. Nach Epikur werde ein gemäßigtes Verlangen dauerhaft die höchste Lust erfahren. Über die Themen ›schön und gerecht leben‹ und ›gemäßigtes Verlangen‹ können wir uns später unterhalten, aber ich habe Sorge, dass wir den Faden verlieren, wenn wir das jetzt tun.«

Stahl stimmte zu und DuMont sprach weiter: »Die meisten Leute bringen Hedonismus aber mit Jeremy Bentham in Verbindung. Der hat sich für das langfristige Glück ausgesprochen und Freuden eingeschlossen, die über das sensorische Glück hinausgehen. Da es ihm um das größte Glück für die größte Zahl ging, schloss er das Glück aus, das sich nur auf Kosten anderer erreichen lässt.«

»Würden Sie sich als Hedonist bezeichnen?«

»Nein. Das ausschließliche Ausrichten am Glück birgt die Gefahr des Kompensierens eines Unwohlseins. Vielleicht fühle ich mich einsam und brate mir ein Beefsteak oder gehe einkaufen. Beides verschafft mir Wohlsein, aber ich bin meinem Unwohlsein nur ausgewichen. Nichts gegen Beefsteak und Einkaufen: Habe ich Hunger, ist das Beefsteak vielleicht die nützlichste Strategie. Will ich einen Film drehen, ist das Kaufen einer Kamera und eines Computers Voraussetzung zum Ausleben meiner Kreativität als Regisseur. Aber gegen Einsamkeit helfen andere Strategien, zum Beispiel das Anrufen eines Freundes. Ich kann mich mit dem Ziel des Hedonisten verbinden, die Glücksbilanz seines Lebens zu maximieren. Meine Strategie orientiert sich hingegen an der unmittelbaren Konfrontation meines Unwohlseins. Ich will dessen Ursache identifizieren und so handeln, dass ich es auflöse. Das erzeugt meiner Meinung nach langfristig das größte Wohlsein. Es mag bekennende Hedonisten geben, die das genauso handhaben, aber in der Literatur habe ich im Zusammenhang mit Hedonismus nichts Vergleichbares gefunden.«

»Verstehe. Sie haben gesagt, dass Triebe, Gefühle und was war das Dritte?«

»Bedürfnisse.«

»Sie haben gesagt, dass Triebe, Gefühle und Bedürfnisse auf unserer Festplatte vorinstalliert sind. Sie haben es ROM genannt.«

»Genau.«

»Wieso muss ich mir darüber Gedanken machen? Oder wieso soll ich das verstehen, wenn alles schreibgeschützt ist?«

»Sie ›müssen‹ oder ›sollen‹ nichts. Es gibt Milliarden Menschen, die über diese Fragen nie nachgedacht haben. Meine These ist: Wenn man darüber nachdenkt und Antworten findet, die der Realität nahe kommen, steigt die Lebensfreude. So entsteht keine spirituelle Erleuchtung, aber vielleicht eine emotionale oder intellektuelle Beleuchtung. Wir werden bewusster und das ist es, was uns von den Tieren unterscheidet: ein größeres Maß an Bewusstheit, keine unmittelbare Triebsteuerung, sondern eine von Vorstellungen und Abwägungen geleitete. Zu Ihrer Frage: Ja, das alles ist vorinstalliert und schreibgeschützt. Aber wir haben nicht nur ein ROM, sondern auch ein RAM, also einen Speicher, der beschrieben werden kann. Im RAM kann sich allerdings Schad-Software einnisten wie Trojaner und Viren. Ihre Festplatte zwischen den Ohren verrichtet ihre Arbeit auf einmal nicht mehr nur noch in Ihrem Auftrag — und Sie merken nichts davon. Meine Berufsbezeichnung könnte somit nicht nur ›Menschenberater‹ lauten, sondern auch ›Virenschutzexperte.‹«

»Also ich habe keine Trojaner auf meiner Festplatte«, warf Stahl mit einem empörten Lachen ein. Gleichwohl merkte er, dass er nicht so sicher war, wie er vorgab. Stahl schien der Boden unter seinen Füßen auf einmal sumpfiger. Er fühlte sich wie beim Zahnarzt während der Eingangsuntersuchung: Der Mann mit der Lupe vor der Brille guckt sich alle Zähne an, klopft hier, schabt da, atmet tiefer, schüttelt den Kopf und diktiert der Helferin kryptische Diagnosen: »Zwei acht k, drei sechs c distal, vier fünf c zervikal.« Der Patient versucht, sich aus all dem einen Reim zu machen: Karies, Wurzelbehandlungen oder — Gott bewahre — Extraktionen?

Ach was, beruhigte sich Stahl, ich lasse mir nicht von einem Wildfremden im Kopf rumfuhrwerken. Ich bin psychisch kerngesund.

»Keine Sorge, ich bin kein Virenschutz-Missionar«, erwiderte Dumont, »ich würde niemanden ungefragt auf Schad-Software aufmerksam machen, selbst wenn ich Hinweise hätte.«

»Rein hypothetisch gefragt: Welche Hinweise könnte es denn geben?«, wollte Stahl nun doch wissen.

»Ein Hinweis auf Schad-Programme ist der Gebrauch der Wörter ›müssen‹ und ›sollen‹. Ich würde das aber gerne zurückstellen und wenn Sie noch Interesse haben, erklären, wie sich ein Gehirn ohne schädliche Programme entwickelt. Wenn wir danach über Schad-Programme reden wollen, könnten wir Viren und Trojaner von Führungskräften in Unternehmen anschauen oder meinetwegen die von Unternehmensberatern.« DuMont lachte.

Stahl lachte mit und sagte: »Die Entwicklung eines gesunden Gehirns interessiert mich. Derzeit erscheinen viele Bücher von Gehirn-Forschern. Einige habe ich gelesen und ich bin gespannt, wie sich deren Gedanken mit Ihren decken.«

»Vieles deckt sich, aber nicht alles. In keinem dieser Bücher werden Sie meine radikalen Folgerungen finden. Sie mögen mich für einen Spinner halten oder für einen Träumer, aber bei mir gibt's keinen alten Wein in neuen Schläuchen. Ich nutze Trauben anderer Winzer, aber in meinem Wein sind viele Trauben aus eigenem Anbau. Der erste Geschmack ist gewöhnungsbedürftig, aber meine Kunden behaupten, das langfristige Glücksgefühl und die Verträglichkeit meines Weines seien ungeschlagen. Ich verspreche also, dass der Flug nicht langweilig wird.«

»Sie verstehen auf jeden Fall, Ihre Zuhörer zu fesseln. Wenn ich also nicht gleich erfahre, wie sich das menschliche Gehirn entwickelt, beiße ich in die Auslegware.«

»Ha ha, Lorient. Gefällt mir.«

5. Wann sind wir erwachsen?

DuMont verzog das Gesicht und sagte: »Die Auslegware in Flugzeugen ist geschmacklich oft von minderwertiger Qualität. Ich versuche, weiter Ihre Neugier zu befriedigen: Menschen brauchen nach ihrer Geburt von allen Lebewesen die längste Zeit, um ein eigenständiges Leben führen zu können. Das Einstellen auf veränderte Umweltbedingungen funktioniert offensichtlich effektiver, wenn man nicht mit einem fixen Betriebssystem ausgestattet ist, sondern mit wenig ROM und viel RAM, um bei dem Bild zu bleiben. Die Gehirnforscher sprechen von ›Neuroplastizität‹ — inzwischen ein Modewort, obwohl es das seit den 40er Jahren gibt. Es beschreibt, dass sich Nervenzellen, Synapsen und ganze Hirnareale abhängig von der Nutzung in ihrer Anatomie und Funktion verändern können. Menschen sind keine Nestflüchter, sondern Nesthocker oder genauer: Traglinge. Wir können zu Anfang nicht laufen, noch sprechen und nicht mal länger alleine bleiben. Wir sind über viele Jahre auf Gedeih und Verderb unseren Eltern ausgeliefert und würden ohne Hilfe sterben.

Das Baby hat Hunger, es schreit, wird von der Mutter gestillt und die Welt ist wieder in Ordnung. Es wird es in sein Bettchen gelegt, das Baby fühlt sich einsam, es quengelt, die Mutter holt es in ihr Bett und das Kind ist selig. Das ältere Kind sieht etwas in der Hand des Vaters, Neugier meldet sich, das Kind bekundet Unmut, der Vater gibt dem Kind den Gegenstand und das Kind untersucht ihn mit Hingabe und Freude. Dem noch älteren Kind gibt man einen Sack Lego. Das ist keine App, sondern das sind Bauklötze aus Plastik.

Linksintellektuelle geben ihren Kindern lieber Holzklötze.«

Stahl grinste und DuMont erklärte weiter: »Oft vergisst das Kind für Stunden die Welt um sich herum. Bei alledem saugt das kleine Gehirn Informationen auf wie ein Schwamm und anders als beim Schwamm wird das Aufgesaugte gespeichert und miteinander kombiniert. So kann das Kind aus seiner Hilflosigkeit und Ohnmacht herauswachsen. Mit zunehmenden Fähigkeiten wird es von den Eltern unabhängiger: Es kann und will den Löffel selbst halten. Es kann und will selbst von A nach B kommen. Erst durch Krabbeln, später durch Laufen und eh man sich versieht, hat das Kerlchen einen Führerschein, fährt von B nach C und schaut bei A nur noch an Weihnachten vorbei.«

Stahl dachte an seinen Sohn Jannik, der doch erst gestern zur Welt gekommen ist und in zwei Jahren seinen Führerschein machen würde. Den Gedanken »wie die Zeit vergeht« gestattete sich Stahl nicht. Gegen solche Floskeln war er allergisch.

»Dass das Kerlchen Autofahren kann«, erklärte DuMont, »ist für mich übrigens kein Beweis, dass es erwachsen ist.«

»Interessant. Wann ist man Ihrer Meinung nach erwachsen?«

»Erwachsen zu sein, heißt für mich: Unwohlsein erkennen und selbstständig auflösen zu können. Der Erwachsene hat gelernt, sich am Schopf aus dem Sumpf zu ziehen und weder andere verantwortlich zu machen, dass er dort hineingeraten ist, noch Forderungen an Gott und die Welt zu stellen, herausgezogen zu werden. Erwachsene im Sinne dieser Definition sind die ideale Umgebung für Kinder. Kinder, deren Eltern das nicht können, haben es schwerer, erwachsen zu werden.«

»Nach dieser Definition ist mein Sohn nicht erwachsen. Ich habe das Gefühl, er springt absichtlich in Sümpfe. Möglicherweise, weil er sich darauf verlassen kann, dass meine Frau und

ich ihn immer wieder rausziehen. Vielleicht sollten wir das ändern?« Stahl hätte sich über ein paar Erziehungstipps gefreut. Seine Sorgen mit Jannik wuchsen mit jedem Jahr.

»Ich ahne, dass Ihnen diese Frage wichtig ist, und wenn Sie etwas Geduld haben, werden Sie sich vielleicht bald selbst eine Antwort geben, die Sie jetzt noch überraschen würde. Dazu würde ich mit den Grundlagen der Gehirnentwicklung weitermachen, wenn Sie einverstanden sind?«

Stahl merkte, dass er es nicht mit einem gewöhnlichen Unternehmensberater zu tun hatte. Aber Theorien gab es heutzutage viele. Grundsätzlich waren Unternehmensberater für ihn Schwätzer. *Warum sollte jemand, der etwas auf dem Kasten hat, andere beraten, und nicht selbst ein Unternehmen führen?* Über Anlageberater dachte er genauso. Bei den Vertretern dieser Branche hatte er viel Lehrgeld gelassen und er hielt sie allesamt für Halsabschneider. Aber das mit der Gehirnentwicklung hielt er für interessant und so sagte er:

»Ich höre gerne mehr über die Gehirnentwicklung. Ich habe die Hoffnung nicht aufgegeben, dass meines auch irgendwann in diese Phase eintritt.« Stahl lachte.

»Das Kind kommt also ohnmächtig zur Welt. Ohnmächtig heißt: ohne Macht. Und mit Macht meine ich nicht Herrschaft, sondern die Fähigkeit, seine Triebe zu befriedigen und seine Bedürfnisse zu stillen. Macht zu haben heißt, selbst etwas machen zu können. Die Natur spendiert Babys werkseitig eine Grundausstattung, die alles enthält, was zum Lernen nötig ist. Die entscheidende Reihenfolge beim Handeln und beim Lernen lautet wie gesagt: Trieb – Emotion – Gefühl – Bedürfnis. Die Triebe und Bedürfnisse hatte ich genannt. Da gibt es mit vielen Gehirnforschern sicher Konsens. Die Chemie oder Physik der Emotionen braucht der Nutzer des Gehirns nicht zu verstehen. Der Schlüssel sind die Gefühle: Sie geben Auskunft über den Befriedigungsgrad unserer Triebkräfte und Bedürfnisse. Wenn wir unser Wohlbefinden analysieren, gibt es ein Spektrum zwischen zwei Polen: Unwohlsein und Wohlsein. Weil das in unserem Leben wichtig ist, kennen wir diverse Begriffspaare: ›Freud und Leid‹, ›Lust und Unlust‹, ›Wohl und Wehe.«

Unwohlsein bedeutet, dass uns etwas fehlt. Die Intensität des Unwohlseins gibt Auskunft, wie sehr es uns fehlt. Mit Durst, Hunger, Müdigkeit, Frieren oder Erschöpfung weiß jeder umzugehen: Trinken, Essen, Schlafen, Wärmen, Erholen. Bei Angst, Trauer und Wut wird es schwieriger: Der Umgang mit Angst, Trauer und Wut ist der Schlüssel zum Erwachsenwerden. Zunächst sind die Fähigkeit und die Bereitschaft hilfreich, Angst, Trauer und Wut zu erkennen. Diese Information nehmen wir durch Fühlen wahr. Wer Angst und Trauer reflexartig unterdrückt, sobald sie bewusst werden, kann sich weder ihrer Intensität, noch ihrer Bedeutung bewusst werden und nicht effektiv mit ihnen umgehen. Bei Wut ist das Zulassen seltener ein Problem. Wer auch hier reflexartig reagiert und die Wut unreflektiert auslebt, wird nicht erkennen, wo die Wut herkommt. Er wird unnötig häufig und lange leiden. Wer kompetent mit seiner Angst, Trauer und Wut umgeht, kann auch die Gefühle anderer erkennen. Diese Fähigkeit kennen die meisten unter dem Begriff ›Empathie‹. Beim Umgang mit sich selbst sprechen wir von Selbstempathie. In diesen beiden Disziplinen haben die wenigsten Kurse belegt. Idealerweise lernt das Kind diese Fähigkeiten von seinen Eltern oder Großeltern. Aber die können nur Fähigkeiten vermitteln, über die sie selbst verfügen. Obwohl Empathie derzeit in aller Munde ist und als Allheilmittel im Management gehandelt wird, steht die

Selbstepathie aus meiner Sicht an erster Stelle. Wie kann ich erahnen, was andere fühlen und wollen, wenn ich mein eigenes Fühlen teilweise verdränge, wenn ich seine Bedeutung für mein Leben häufig nicht kenne und mir über den Zusammenhang von Fühlen und Wollen nicht im Klaren bin? Wie kann ich andere in ihrem Wollen erkennen, solange ich nicht weiß, was Wollen überhaupt ist und worin der Unterschied zwischen Wollen und Sollen besteht?»

»Sie möchten wahrscheinlich, dass ich Ihnen die Frage stelle, was Wollen ist und der Unterschied zum Sollen und wie es mit dem Fühlen zusammenhängt. Geben Sie's zu: Das ist Teil Ihrer perfiden Didaktik.«

Beide lachten.

»Am liebsten hätte ich, dass Sie mir die Frage später stellen. Ich gebe Ihnen ein Zeichen. Wir machen das wie beim Fernsehen: Wenn ich den linken Zeigefinger hebe, lachen Sie, beim rechten klatschen Sie.« DuMont grinste.

»Ich hätte eine Idee«, sagte Stahl, »da Sie offensichtlich Filme lieben.«

»Das tue ich«, antwortete DuMont.

»Ich sage hin und wieder erstaunt ›nein!‹, Sie sagen ›doch!‹ ...«

Woraufhin DuMont den Satz beendete: »... und Sie sagen noch erstaunter: ›Ohhhrrr!‹«

Stahl grinste und sagte: »So machen wir's.«

6. Trauer und Angst

»Oft hört man Sätze«, sagte DuMont, »wie: ›Ich habe das Gefühl, du willst mich nicht verstehen.‹ Hier wird der Begriff ›Gefühl‹ nicht stimmig eingesetzt, denn das ist kein Gefühl, sondern ein Gedanke. Um zu wissen, was in mir und anderen vorgeht, sind Gefühle der Ausgangspunkt. Die Reihenfolge bei der Entstehung lautet ›Trieb – Emotion – Gefühl – Bedürfnis‹, bei der Empathie versuche ich jedoch, vom Gefühl auf den unbefriedigten Trieb zu schließen. Ich spüre ein Unwohlsein und frage mich, was mir fehlt. Oder beim Gegenüber: Ich vermute bei ihm ein Unwohlsein und frage mich, was ihm fehlt.

Schauen wir uns die echten Gefühle genauer an: Angst, Trauer und Wut sind alle mit Ohnmacht verknüpft. Angst entsteht in dem Maß, wie wir ohnmächtig eine Trieb- oder Bedürfnisbefriedigung bedroht sehen. Angst verschwindet in dem Maß, wie wir uns aus der Ohnmacht befreien und überzeugt sind, unsere Triebe und Bedürfnisse befriedigen zu können.

Trauer entsteht, wenn akute Triebe und Bedürfnisse unbefriedigt sind und wir uns im Rahmen unserer naturgesetzten Möglichkeiten nicht aus dieser Ohnmacht befreien können. Trauer schwindet in dem Maß, wie wir unseren Frieden machen mit der Welt, wie sie ist — einschließlich der naturgesetzlichen Grenzen unserer Handlungsfähigkeit. Ich kann ohne Hilfsmittel weder fliegen, noch kann ich Verstorbene lebendig machen oder zeitreisen. Bei Trauer bleibt mir nur, zu akzeptieren, also anzunehmen, was ist.

Wut entsteht, wenn wir unserer Ohnmacht mit der Forderung begegnen, andere sollten sie mit ihrer Macht ausgleichen, die das aber nicht tun. Wut klingt ab — oder entsteht erst gar nicht —, wenn wir uns von Forderungen verabschieden. Wer als kalendarisch Erwachsener denkt, andere sollten sich so oder so verhalten, der wird zur Zeitbombe, denn früher oder später werden sie sich nicht mehr nach unseren Sollte-Vorstellungen richten.«

»Darf ich unterbrechen? Das waren viele Informationen. Ich würde gerne zusammenfassen, was bei mir angekommen ist.«

»Sicher.«

»Der Reihenfolge ›Trieb – Emotion – Gefühl – Bedürfnis‹ kann ich folgen, auch wenn ich das witzigerweise so noch nie gehört habe. Bei Selbstempathie oder Empathie versuche ich, vom Gefühl auf den unbefriedigten Trieb zu schließen. Es scheint mir außerdem offensichtlich, dass ein Kind noch ohnmächtig ist. Die Erklärungen zur Angst, Trauer und Wut waren mir zu kompliziert. Würden mir Beispiele helfen?«

»Probieren wir's aus. Beginnen wir mit der Angst: Letzte Woche habe ich eine Probefahrt auf einem Liegerad mit Unterlenker gemacht. Auf den ersten Metern hatte ich Angst, weil ich nicht wusste, ob meine Fähigkeiten ausreichen. Mit zunehmender Übung wich die Angst, weil ich merkte: Ich habe das Ding im Griff. Das Gleiche haben die meisten bei ihrer ersten Autofahrt im dichten Verkehr erlebt. Wer mit dem frisch erworbenen Führerschein im eigenen Auto sitzt, kann seine Emotionen nicht ignorieren: Das Herz rast, der Mund ist trocken, die Hände schwitzen, das Gefühl im Magen ist flau. Der Fahrer hat Angst.«

»Geht es um körperliche Sicherheit, verstehe ich, dass ich Angst habe; nur woher kommt die extreme Nervosität bei einem Vortrag? Da steht die Sicherheit doch nicht auf dem Spiel«, wandte Stahl ein.

»Wer in der Firma eine wichtige Präsentation vergeigt, sinkt möglicherweise im Ansehen der Vorgesetzten und rückt in der Reihe der Wackelkandidaten bei der nächsten Entlassungswelle nach vorn. Angst kann aber bei der Bedrohung jedes Triebes oder Bedürfnisses entstehen. Bei Vorträgen außerhalb der Firma wird man oft die Befriedigung des Verbindungstriebes bedroht sehen. Wir befürchten, im Ansehen der Zuhörer zu sinken, wenn ihnen unser Vortrag nicht gefällt — was möglich ist.«

Stahl zog die Augenbrauen zusammen. »Sollte es einem nicht egal sein, was die anderen denken?«

»Als grundsätzlichen Ratschlag halte ich das für wertlos. Wir haben einen Bindungstrieb und es ist uns nicht egal, was andere denken. Immer wenn jemand sagt ›es ist mir egal, was andere über mich denken‹, widerspricht er sich. Warum sagt er es dann? Weil er will, dass der andere weiß, dass ihm die Meinungen von anderen egal sind. Also sind sie ihm nicht grundsätzlich egal. In einzelnen Fällen mag das so sein. Wahrscheinlich, wenn der oder die anderen nichts zu seinem Wohlbefinden beitragen können.

Zurück zur Angst: Entscheidend für die Angst ist die tatsächliche oder angenommene Ohnmacht. Für mich liegt die Lösung des Problems nicht in Autosuggestion oder Meditation, noch in autogenem Training oder positivem Denken. Meinem Unwohlsein bin ich als Redner begegnet, indem ich meine Kompetenz erhöhte und Unterricht genommen, mich also mächtiger gemacht habe.«

»Da kenne ich Leute, denen das nicht geholfen hat.«

»Eine Gaußsche Glockenkurve gibt es nicht nur bei Unternehmensberatern.«

»Wie meinen Sie das?«

»In allen Branchen gibt es eine Normalverteilung von viel Mittelmaß, wenig unterirdischer Qualität und wenig Spitzenniveau. Ein Rhetoriktrainer, der lehrt, die Hände im neutralen Bereich zu halten — nicht zu weit oben oder unten —, der wird seinen Klienten nicht helfen, fesselnder vorzutragen. Nach meiner Erfahrung wissen die wenigsten Trainer, worauf es dabei ankommt. Anders kann ich mir nicht erklären, warum Vorstandsvorsitzende von Aktiengesellschaften bei Pressevorstellungen ihrer Produkte Texte von Telepromptern ablesen, ihnen aber keiner das Vorlesen beigebracht hat. Wer lesen kann, kann noch lange nicht vorlesen. Zumindest nicht so, dass die Zuhörer Freude dabei haben. Reicht Ihnen das als Beispiel für Angst? Und können Sie sich vorstellen, dass die Angst erheblich abnimmt, wenn jemand lernt, wie man Vorträge hält, die das Publikum begeistern?«

Stahl nickte.

»Das kann je nach Talent dauern. Idealerweise fängt der Redner mit der Suche nach einem Trainer nicht erst an, wenn sein Termin für den Vortrag bereits steht. Übe ich lange davor, kann ich bei kleineren Auftritten — einer Tischrede bei einer Hochzeit oder einer Preisverleihung im Schützenverein — üben und Erfolgserlebnisse sammeln, die mein Selbstvertrauen stärken. Ok, reden wir über Trauer: Ich war traurig, als meine Mutter gestorben ist. Am Tod ist nichts zu ändern und ich habe versucht, mich schnell damit abzufinden. Langes Trauern hätte weder meiner Mutter noch mir geholfen. Ich habe keine Pflicht gespürt, lange zu trauern. Ich wusste, dass ich meine Mutter geliebt habe und ich sah in meiner Trauerzeit keinen Indikator für die Intensität meiner Liebe. Ich hätte meinen Schmerz

mit Selbstvorwürfen steigern oder verlängern können: »Wieso habe ich nicht mehr Zeit mit ihr verbracht, warum die Zeit mit ihr nicht mehr genossen?« und dergleichen. Die Vorstellung, dass ich mich in einer bestimmten Situation anders hätte entscheiden können, ignoriert die Erkenntnis der Gehirnforscher, dass auch das Gehirn dem Prinzip von Ursache und Wirkung unterliegt. Mit meinen Genen und den Erfahrungen, die ich bis zu der jeweiligen Entscheidung gesammelt hatte, also mit einer bestimmten Neuronenstruktur und einem bestimmten chemischen und physikalischen Zustand in meinem Körper, war die getroffene Entscheidung unvermeidlich.«

»Moment. Wollen Sie sagen, es gäbe keinen freien Willen?«

7. Gibt es einen freien Willen?

»Wovon glauben Sie, dass Ihr Wille frei ist, Herr Stahl?«

»Ich kann mich frei entscheiden, ob ich mich weiter mit Ihnen unterhalte, Herr DuMont.«

»Sie sind frei von äußerem Zwang. Ich werde Sie nicht festbinden, wenn Sie den Platz wechseln möchten. Sie sind aber nicht frei von Ihren Anlagen und Erfahrungen. Und nur weil Ihnen das Meiste davon nicht bewusst ist, bedeutet das nicht, dass Sie frei von allem sind, was Sie vor einer Entscheidung mitbringen. Ihr Erbe und Ihre Geschichte steuern Sie, auch wenn Sie nichts davon merken. Die Menge an Informationen, die sekundlich auf Sie eintrifft, ist zu groß, um sie bewusst zu verarbeiten. Da sortieren, kategorisieren, speichern und beeinflussen Sie Abteilungen in Ihrem Gehirn, von deren Existenz Sie nichts ahnen. Dass der bewusste Teil in Ihrem Gehirn nicht so steuerbar ist, wie Sie meinen, erfahren Sie, wenn Sie meditieren. Haben Sie einmal meditiert?«

»Wir hatten in der Firma einen Trainer, der uns in einem Workshop angeleitet hat.«

»Wie waren Ihre Erfahrungen?«

»Meditieren ist unvorstellbar schwierig.«

»Was genau?«

»Das Ziel lautete, sich nur auf den Atem zu konzentrieren. Wann immer Gedanken aufkamen, sollten wir ihnen nicht folgen, sondern wieder zur Aufmerksamkeit auf den Atem zurückkehren. Es kam aber ein Gedanke nach dem anderen. Nach ein bis zwei Atemzügen war es mit der Konzentration auf den Atem vorbei.«

»Diese Erfahrung«, sagte DuMont, »macht eigentlich jeder, der mit dem Meditieren anfängt. Die Phasen der Stille werden mit Übung länger, aber praktisch niemand kann seine Gedanken abschalten.«

»Trotzdem hat mir das Meditieren gutgetan. Ich habe das nach dem Seminar noch eine Weile verfolgt, weil es mich entspannte. Irgendwann habe ich aufgehört; ich weiß aber nicht mehr, warum.«

»Wahrscheinlich war das Gefühl der Verspannung nicht mehr so groß, dass Ihnen das Beseitigen dieser Verspannung die Anstrengung des Meditierens wert war. Außerdem wurde die Neugier immer geringer, welche Wunder Meditation vollbringen kann. Erinnern Sie sich aber bitte noch mal, wie es war, als Sie Ihrem Atem gefolgt sind und wieder ein Gedanke ins Bewusstsein sprang: Haben Sie sich diesen Gedanken bewusst ausgewählt? Nach dem Motto: ›Gleich denke ich an meine fällige Steuererklärung.«

»Jetzt, da Sie mich fragen, ist die Antwort eindeutig: Da kamen immer Gedanken, von denen ich vorher nichts ahnte. Ich habe sie mir nicht bewusst ausgesucht. Ich war teilweise überrascht oder sogar schockiert, was mir da so alles ins Gehirn schoss.«

»Sexuelle Gedanken, Gewaltphantasien?« DuMont zwinkerte mit dem rechten Auge und grinste.

Stahl winkte horizontal und abwehrend mit der rechten Hand vor seiner Brust und sagte: »Dazu sage ich nichts ohne meinen Anwalt.« Nach einer Gedenkpause fuhr er fort: »Es war schon verrückt: Ich wollte nichts denken und die Gedanken kamen gegen meinen eigenen Willen.«

»Wer darauf achtet, merkt: Man wird sich eines Gedankens erst bewusst, nachdem er gedacht ist. Das können Sie im Alltag jederzeit feststellen. Sie wissen auch am Anfang eines längeren Satzes, den Sie sprechen, nicht, wie er ausgehen wird. Was da entsteht, entsteht auch nicht rein zufällig; es ist das Ergebnis Ihrer Gene und Ihrer Umwelt, also all Ihren Vorerfahrungen. Was wozu führt, kann keiner genau sagen. Könnten wir wirklich frei von Ursachen — das heißt Dingen, die vorausgegangen sind — entscheiden, müsste irgendetwas gleichsam über Ihrem Gehirn schweben und unabhängig entscheiden. Das könnte man dann freien Willen nennen. In diesem Fall könnten Sie sich in einer gegebenen Situation so oder so entscheiden. Sagen wir, ich frage Sie in Berlin am Flughafen, wenn wir uns verabschieden, ob wir am Wochenende zusammen Radfahren wollen. Nehmen wir weiter an, Sie sind bei der Entscheidung hin und hergerissen: Sie wissen nicht, ob ich Ihnen nicht zu langsam fahre. Sie wissen nicht, ob ich Sie vollquatsche und nerve. Andererseits könnte es Ihnen auch Spaß machen und ich könnte Sie auf Gedanken bringen, die Ihr Leben bereichern. Nach einiger Überlegung entscheiden Sie sich für das gemeinsame Radfahren. Jetzt stellen wir uns vor, wir hätten eine Zeitmaschine und wir könnten Sie in exakt dieselbe Situation bringen: gleiches Gehirn, gleiche Erfahrungen. Ich stelle Ihnen wieder dieselbe Frage. Glauben Sie, Sie könnten jetzt anders entscheiden? Wieso sollten da andere Überlegungen kommen als beim ersten Mal? Und wieso eine andere Entscheidung?

»Gute Frage. Darüber habe ich so noch nie nachgedacht. Aber was würde das für mein Leben bedeuten? Hieße das, ich hätte mich vorhin nicht bewusst entschieden, meinen Milchkaffee bei Dallmayr zu trinken statt bei Starbucks?«

»Ihr Gehirn macht permanent Kosten-Nutzen-Analysen. Der Nutzen ist immer Triebbefriedigung, die sie in Form von Wohlbefinden ernten. Die Kosten sind der Verbrauch der knappen Ressourcen Lebenszeit, Energie oder Gesundheit — möglicherweise gespeichert in Form von Geld. Vielleicht gibt es auch Opportunitätskosten, denn in der gleichen Zeit mit der gleichen Energie hätte eine andere Strategie eine größere Triebbefriedigung bringen können. Aus der Sicht der Evolution sind Kosten-Nutzen-Analysen zweckmäßig, denn alle Triebe dienen dem Überleben des Menschen und damit dem Überleben der Gene. Eine effizientere Triebbefriedigung — das heißt: geringe Kosten, hoher Nutzen — erhöht die Überlebenschancen. Auch wenn die Frage ›Dallmayr oder Starbucks‹ für das Überleben Ihrer Gene vielleicht unwichtig war, liefen dieselben Programme ab: Ihr Gehirn hat in Bezug auf Dallmayr und Starbucks über viele Jahre Erfahrungen gesammelt — angenehme und unangenehme. Beim Vorbeilaufen flossen weitere Informationen ein: Wie lang war die Warteschlange? Mit anderen Worten: Wie effizient bekomme ich hier meinen Kaffee-Durst gelöscht? Wie sah die Bedienung aus? Anders gefragt: Bietet sich hier eine Gelegenheit, meine Gene zu reproduzieren?«

»Also hören Sie mal«, empörte sich Stahl.

»Ich sage nicht, dass Sie das gedacht haben, aber dass unsere Gehirne über Jahrtausende so programmiert wurden. Beim Gewichten der Fragen fließen wieder unzählige Vorinformationen ein: Haben Sie mit kleinen, blonden Frauen andere Erfahrungen gemacht als mit großen Dunkelhaarigen? Mit welchen Situationen wurde der aktuelle Geruch in der Vergangenheit verknüpft? Irgendwann neigte sich die Waagschale zugunsten von Dallmayr, ohne dass Ihr

Bewusstsein beteiligt war. Ihr Gehirn hat auf der Basis der bestehenden Verknüpfungen die Handlung ›ich gehe zu Dallmayr‹ selbst einleitet: Kurz danach wurden Sie sich der Entscheidung bewusst und sind zu Dallmayr gegangen. Der Begriff ›Bewusstsein‹ bringt dieses Phänomen auf den Punkt: ›Bewusstsein‹ heißt, von seinem Sein zu wissen. Wir können nur wissen, was zuvor geschehen ist. Das Gehirn leitet Handlungen selbsttätig ein und wir werden im Nachgang Zeuge davon — einschließlich der Wirkung auf unser Wohlbefinden. Hätte man Sie gefragt, warum Sie sich so und nicht anders entschieden haben, wäre Ihnen eine Erklärung eingefallen, aber das nennt man Konfabulieren: Sie versuchen, mehr Informationen abzurufen, als bewusst vorhanden sind.

Ihre Frage lautete: ›Was bedeutet das für mein Leben?‹ Kann ich Ihnen sagen: Seit ich die Erkenntnis über das autonom entscheidende Gehirn verinnerlicht habe, bin ich entspannter. Ich werfe mir nichts mehr vor; Schuldgefühle und Scham verschwinden genau wie Stolz. Ich brauche auch anderen nichts mehr vorzuwerfen. Die konnten mit ihrer Gehirnstruktur in einem gegebenen Moment nur so handeln, wie sie gehandelt haben. Treffen später neue Informationen ein — zum Beispiel durch meine Reaktion —, wird sich deren Gehirn verändern. Es entstehen möglicherweise neue Handlungsmuster und künftig in ähnlichen Situationen andere Handlungen. Sie glauben nicht, was das für einen Unterschied macht. Die Gelassenheit steigt immens und ihr Einfluss auf die Lebensqualität ist riesig.«

Stahl rutschte unruhig auf seinem Sitz hin und her und fragte: »Sind Schuldgefühle nicht sinnvoll? Ermöglichen mir die nicht, aus meinen Irrtümern zu lernen und mich in vergleichbaren Situationen künftig anders zu entscheiden?«

»Um aus Irrtümern zu lernen, brauche ich mich weder schuldig zu fühlen noch zu schämen. Es reicht die Erfahrung, dass die gewählte Strategie zu Unwohlsein führte. Sie können sich aber nicht aussuchen, *was* Sie lernen. Was Sie aus diesem Gespräch mit mir lernen, hängt davon ab, was Sie mitbringen. Bei Ihrem bestehenden Weltbild werden manche Information so ankommen, dass es Ihr Weltbild etwas verändern wird. Vor allem, wenn Sie sich durch das veränderte Weltbild mehr Wohlsein versprechen. Andere Informationen stellen zu viel von dem infrage, was da ist. In solchen Fällen ändert sich in Ihrem Gehirn wahrscheinlich nichts. Hier ist Ihr prognostiziertes Unwohlsein zu hoch. Jeder hat eine unterschiedliche Schwelle des maximalen Umdenkens. Sie suchen sich all das so wenig aus, wie Ihren nächsten Gedanken.«

»Verehrte Fluggäste, hier spricht noch mal Ihr Kapitän. Ich habe gute Nachrichten: Die Münchener Flugsicherung hat den Radar repariert und wir können in Kürze starten. Wir haben genügend Treibstoff und werden in Berlin Tegel voraussichtlich mit einer 45-minütigen Verspätung landen. Bitte bleiben Sie angeschnallt, bis wir die Reiseflughöhe erreicht haben und die Ansnall-Zeichen über Ihnen erloschen sind.«

Stahl hatte die Ansage genutzt, um über DuMonts Theorie nachzudenken. Er hatte Einwände. Er zog seinen Sicherheitsgurt enger; danach fragte er sich und DuMont: »Welche Wirkung hat es, wenn man Menschen sagt, dass sie keinen freien Willen haben? Ich wette, sobald Sie meinem Sohn diesen Floh ins Ohr setzen, steht er morgens nicht mehr auf und übernimmt noch weniger Verantwortung für sein Leben. Für ihn wäre das eine Steilvorlage, sein Gewissen

zu entlasten und den Ballast aller moralischer Errungenschaften seit dem Mittelalter fröhlich abzuwerfen. Gelassenheit schön und gut, aber sind Jugendliche nicht jetzt schon zu gleichgültig und zu passiv? Sagten Sie nicht, dass Kinder lernen müssen, ihre Ohnmacht zu überwinden, um sich selbst am Schopf aus dem Sumpf zu ziehen?»

»Wenn auch im Gehirn Kausalität als Prinzip gilt und nur vorangegangene Ursachen zu bestimmten Wirkungen führen, bedeutet das nicht, dass Entscheidungen und Handlungen bedeutungslos sind. Es macht es einen Unterschied, ob man morgens aufsteht oder nicht. Es gibt allerdings keine Instanz, die frei von Ursachen entscheiden kann, ob aufgestanden wird oder nicht. Was uns antreibt, sind unsere Triebe und das Unwohlsein, das sich einstellt, wenn sie unbefriedigt sind. Mir ist klar, dass es sich für die Meisten anfühlt, als würden sie ihre Handlungen bewusst einleiten. Ich behaupte, das ist eine Illusion. Da es mehrere Triebe gibt, stehen die permanent im Wettstreit. Auch hier gilt: Sie haben keine freie Wahl über die Priorität. Ein Trieb verursacht das größte Unwohlsein und um den kümmern Sie sich. Ich habe übrigens nicht gesagt, dass Kinder lernen müssen, sich am eigenen Schopf aus dem Sumpf zu ziehen. Ich habe gesagt, dass ich die erwachsen nenne, die weder andere verantwortlich machen, dass sie in den Sumpf gefallen sind, noch Forderungen an Gott und die Welt stellen, sie wieder herauszuziehen. Kinder sind oft auf Hilfe angewiesen, aber in ihren Gehirnen ist alles angelegt, um aus der Ohnmacht herauszuwachsen. Damit Sie mich nicht falsch verstehen: Ich glaube nicht an eine Kraft aus dem Jenseits, die nach dem Urknall weiter eingreift und mit ihren Interventionen den Lauf der Dinge beeinflusst. Solche Theorien überlasse ich den Religionen und Esoterikern. Mir rollen sich die Fußnägel auf, wenn ich esoterische Sprüche höre wie: ›Das hat das Universum eigens für dich eingerichtet, damit du diese Lektion lernst‹ — sehr beliebt bei Krebs-Erkrankungen. Wer keine Heilung erfährt, wehrt sich gegen seine Lektion. Diesen Quatsch hat meine Mutter in ihrem letzten Jahr ständig gehört. Ich habe eine deterministische Weltsicht. Ursachen führen zu Wirkungen und einen Willen frei von Ursachen gibt es nicht, auch wenn dieser Eindruck entsteht. Die deterministische Haltung nimmt mir aber keine Verantwortung ab: Füge ich — bedingt durch meine Gene und Lebenserfahrungen — anderen Menschen jenseits von Notwehr einen Schaden zu, sehe ich mich in der Verantwortung, diesen zu beheben. Die scheinbar obligatorische Frage nach dem Massenmörder will ich auch gleich beantworten: Ich plädiere dafür, den einzusperrn. Nicht aus Strafe, sondern um weitere Schäden zu vermeiden.

Zu Ihrem Sohn: Ich bin sicher, dass der sich ohne Schuld- und Schaminduzierung anders verhält. Wenn dieses Verhalten nicht in Ihren Vorstellungen entspräche, würden Sie darauf reagieren und das hätte neue Wirkungen. Verhalten sich Kinder passiv und gleichgültig, hat das Gründe.«

»Auf die bin ich gespannt. Aber sagen Sie nicht wieder, dass Sie diese Frage zurückstellen, sonst komme ich noch auf die Idee, dass Sie sich um die schwierigen Fragen drücken.«
Nachdem er das gesagt hatte, war Stahl nicht sicher, ob das nicht zu respektlos war. Schließlich hatte dieser Unternehmensberater keine Verpflichtung, ihm Rede und Antwort zu stehen.

»Ich habe Ihre Fragen nicht vergessen. Sie hängen alle miteinander zusammen. Sie wollen wissen, welche Hinweise es auf Schad-Software auf der Festplatte zwischen unseren Ohren geben kann, ob ich Ihnen empfehle, Ihren Sohn nicht mehr aus dem Sumpf zu ziehen und

welche Gründe es für die von Ihnen beobachtete Passivität und Gleichgültigkeit gibt. Ich beantworte Ihre Fragen, keine Sorge. Aber Sie hatten mich nach Beispielen zu den Gefühlen Angst, Trauer und Wut gefragt. Wut ist noch offen und ich würde das gerne abschließen, bevor ich auf Ihre Fragen eingehe.«

»Zum Thema Wut habe ich ein Beispiel, das mir auf den Nägeln brennt, wenn Sie eines brauchen«, warf Stahl ein.

»Mit der Hilfe von eigenen Beispielen kann ich Ihnen wahrscheinlich alles effektiver erklären. Also gerne.«

8. Wut

»Als ich vor dem Flug in der Abfertigungshalle in der Schlange stand, lief ein Kind zwischen den Wartenden umher, lärmte und stieß mit seinem Spielzeug an Koffer und Aktenkoffer. Das kann ja passieren, aber die Mutter schaute minutenlang seelenruhig zu. Das hat mich wahnsinnig geärgert, denn wer soll diesem Kind beibringen, wie man sich in der Öffentlichkeit zu verhalten hat, wenn nicht die Mutter?«

»Wie haben Sie reagiert?«

»Als das Kind über den Fuß eines Wartenden gestolpert und hingefallen ist, habe ich der Mutter gesagt, dass sie verantwortlich ist. Das wollte sie nicht hören und ich habe ihr erklären müssen, dass eine Abfertigungshalle kein Spielplatz ist und ihr Rotzlöffel eine Viertelstunde jeden in der Schlange terrorisiert hat. Wissen Sie, was die ihrem Kind gesagt hat? Kleiner Tipp: ›Jetzt sei still und setz dich dahin‹, war es nicht. Sie sagte, dass ich schlechte Laune hätte. Unglaublich. Danach hat sie ihrem Kind zur Belohnung ein Bonbon in den Mund gesteckt. Und diese Generation soll meine Rente erwirtschaften. Na prost Mahlzeit!«

»Das ist ein geeignetes Beispiel. Ich sagte vorhin, dass Wut entsteht, wenn wir unserer Ohnmacht mit der Forderung begegnen, andere sollten sie mit ihrer Macht ausgleichen, und die sich nicht fügen. Sehen Sie, dass das hier passt?«

»Sie meinen, ich war der Ohnmächtige, hätte Forderungen gestellt und müsste auf sie verzichten?«

»Wie gesagt: Sie müssen nichts. Sie können tun, was Sie wollen. Jede Handlung hat jedoch Konsequenzen. Die Frage ist, ob Sie mit den Konsequenzen glücklich sind?«

»Ich wäre weniger glücklich, wenn ich meinen Ärger runtergeschluckt hätte.«

»Ärger runterzuschlucken empfehle ich nie. Wenn bei einem Schnellkochtopf Dampf aus dem Überdruckventil schösse, würde ich auch abraten, das Überdruckventil zuzuschweißen. Ich zöge den Topf von der Platte.«

»Schösse, zöge — eigenartige Sprache.«

»Ich bin nicht nur Menschenberater und Virenschutzexperte, sondern auch Diplom-Konjunktivologe. Hatte ich das nicht erwähnt?«

»Nein.«

Stahl fand den Witz nicht lustig und DuMonts Sprache borniert. Er war stolz, dass er es geschafft hatte, nicht aus Höflichkeit zu lachen.

Stolz, dachte Stahl, der würde wegfallen, wenn er die Theorie kauft, dass er nie anders handeln kann, als er handelt. Aber warum würde man sich angenehmer Gefühle berauben wollen?, fragte er sich. DuMont zöge also den Topf von der Platte. »Ich wollte, dass die Mutter den Topf von der Platte zieht. Mit anderen Worten: das Kind an die Kandare nimmt.«

»Ich fürchte, dass Sie sich damit von anderen abhängig machen.«

»Gewisse Regeln im Miteinander gibt es nun mal. Ich kann auch nicht machen, was ich will.«

»Sie als Vater würden dafür sorgen, dass Ihr Kind in keiner Warteschlange umherläuft?«

»Das würde ich. Als Erzieher ist das ja wohl meine Pflicht.«

»Und Sie erwarten das Gleiche von anderen?«

»Ich erwarte, dass sich andere an die Spielregeln halten. Sie nicht?«

»Ich habe keine Regel im Kopf, die lautet: ›Kinder sollten sich so und so verhalten, weil sich das gehört.«

»Ach, dann sagen Sie, dass die Frau mit dem Kind richtig gehandelt hat?«

»Die Frage ist, ›richtig‹ in Bezug auf welchen Maßstab? Wenn der Maßstab lautete, bei dem Kind kein kurzfristiges Unwohlsein auszulösen, hat sie wahrscheinlich richtig gehandelt, indem sie ihr Kind ohne Intervention gewähren lassen hat. Beim Umherlaufen hatte das Kind sicher Spaß. War der Maßstab der Mutter das langfristige Wohlbefinden des Kindes und ihr eigenes, habe ich Zweifel, ob ihr Handeln richtig war. Sicher wäre ich erst, wenn ich die Mutter fragen und das Kind ein paar Jahre begleiten könnte. Ich vermute, dass sie sich nach dem Intermezzo mit Ihnen unwohl fühlte.«

»Das hoffe ich.«

DuMont senkte den Kopf und schaute Stahl an, indem er seine Pupillen nach oben wandern ließ. »Ich glaube, dass die Mutter dem Kind einen Bärendienst leistet, wenn sie es bei möglichen Konflikten mit Dritten grundsätzlich gewähren lässt. Einem Kleinkind fehlt die Empathie, um zu erkennen, dass Umherlaufen, Geräusche-Machen und Koffer-Umwerfen andere stören kann. Die Regel ›Das macht man nicht!‹ hilft meiner Meinung nach niemandem. Ich würde fragen: ›Trägt es zum langfristigen Wohlbefinden des Kindes bei, wenn man nicht interveniert?‹ Meine Antwort: ›Vermutlich nicht.‹ Jemand könnte das Kind beschimpfen. Die meisten Kleinkinder würde das so erschrecken und überfordern, dass sie zu heulen begannen«, DuMont hob den Zeigefinger, »und nichts lernten. Reagiert niemand, weil alle die Faust in der Tasche ballen, merkt das Kleinkind nicht, dass es andere gestört hat. Subtile Unmutsbekundungen wie Augenverdrehen oder leises Stöhnen wird es nicht wahrnehmen. Hier kann die Mutter beim Entwickeln der Empathie des Kindes helfen.«

»Ich nenne das Grenzen setzen«, unterbrach Stahl.

»Das wäre aus meiner Sicht etwas anderes und nicht meine Strategie. Ich hoffe, keine Mutter will, dass ihr Kind aus Angst vor Strafe bei Grenzüberschreitungen auf eine bestimmte Weise handelt. Mütter wünschen sich doch, dass ihre Kinder Empathie und Mitgefühl entwickeln und das Wohl anderer berücksichtigen, weil es ihnen andernfalls selbst unwohl ist. Mit ›Helfen beim Entwickeln von Empathie‹ meinte ich ›beraten‹. Die Mutter könnte sagen: ›Schatz, der Mann scheint mir unglücklich. Wollen wir ihn fragen, ob er gerne Ruhe hätte?‹ Danach könnte die Mutter den Mann fragen, ob er möchte, dass ihr Kind sitzenbleibt und still spielt, bis er seine Bordkarte hat.«

»Wäre ich dieser Mann, hätte ich diese Frage gerne gehört und bejaht.«

»Ok, wenden wir uns dem Fall zu, wie er stattgefunden hat. Als die Mutter, wie Sie sagten, ›seelenruhig‹ ihrem Kind beim Umherlaufen und Lärmen zusah, fühlten Sie sich da ohnmächtig?

»So war es. Ich konnte dem Kind ja keinen Klaps geben und es zwingen, stillzusitzen.«

»Das hätten Sie gekonnt, aber nicht ohne unangenehme Konsequenzen.«

»Da hätte ich eine Klage von der Mutter am Hals gehabt, noch bevor das Kind Luft zum Schreien geholt hätte.«

»Ich wiederhole meine These, dass Wut entsteht, wenn wir unserer Ohnmacht mit der Forderung begegnen, andere sollten sie mit ihrer Macht ausgleichen, und die anderen sich

nicht fügen. Wie war es hier? Sie fühlten sich ohnmächtig. Sie dachten, die Mutter hätte mit ihrer Macht über das Kind Ihre Ohnmacht ausgleichen sollen. Und die Mutter hat nicht gehandelt, wie sie es in Ihren Augen hätte tun sollen. Richtig?«

»Richtig. Wut war unvermeidlich.«

»Da stimme ich nicht zu. Auch wenn Sie Ihr Beispiel zum Thema Wut angeboten haben, hätte ich gerne Ihr Einverständnis, bevor ich eine Alternative vorstelle. Wenn ich behaupte, niemanden zu missionieren, will ich mich nicht kurz darauf widerlegen.«

»Ja ja, Sie haben mein Einverständnis. Sie haben mich schon zu neugierig gemacht.«

»Dann geht's ans Eingemachte.«

»Legen Sie schon los. Bei Sauerstoffmangel fallen doch Atemmasken von der Decke.«

»Wut war aus meiner Sicht nicht unvermeidlich; Sie könnten mit anderen Augen auf die Welt schauen.«

»Sie meinen, dass ich eine rosarote Brille aufsetzen und mir die Welt schönreden könnte?«

»Das meine ich nicht. Das Wohlbefinden wäre kurz, wenn es überhaupt entstünde.«

Bei diesem Konjunktiv verdrehte Stahl innerlich die Augen. Aber er ließ sich nichts anmerken.

»Nein, ich spreche vom Gegenteil: Statt eine Brille aufzusetzen, könnten Sie Ihre abnehmen.«

»So? Was meinen Sie denn, was für eine Brille ich trage?«

»Eine Sollte-Brille. Die zeigt die Welt nicht nur, wie sie ist, sondern sie legt über das Live-Bild einen Filter, der zeigt, wie sie Ihrer Meinung nach sein sollte. Bei Abweichungen entsteht ein Doppelbild und das macht Sie erst wuschig und danach wütend. Wenn Sie diese Brille tragen, geben Sie anderen Macht über sich. Jeder kann Sie wütend machen, wenn er von Ihrem Idealbild abweicht. Das ist, als würden Sie an jedermann Fernbedienungen verteilen, mit denen Ihre Knöpfe gedrückt werden können. Die Knöpfe haben keine Zahlen von eins bis neun, sondern da steht von links nach rechts und von oben nach unten: Entrüstung, Empörung, Aufgebrachtsein, Ärger, Zorn, Wut, Rage, Stinkwut und Raserei.«

»Sie meinen also, ich sollte diese Brille absetzen?«

»Um Gottes willen, nein.«

»Wie, ich soll sie auflassen?«

»Nein, Sie ›sollen‹ Sie nicht absetzen. Aber Sie könnten die Vor- und Nachteile der Sollte-Brille gegeneinander abwägen.«

»Wenn ich diese Brille absetze und die Welt, wie sie ist, nicht mehr mit der vergleiche, wie sie sein sollte, dann würde mich das vermutlich entspannen. Aber kann man diese Brille überhaupt absetzen? Oder ist sie angewachsen, weil Teil der menschlichen Grundausstattung, des Auslieferungszustandes, wie Sie zu Anfang so schön gesagt haben?«

»Ha, ha.«

»Wieso lachen Sie?«

»Mir fällt ein Satz ein, der in meiner Jugend geflügelt war.«

»Der lautete?«

»Ich bin Ihnen sehr dankbar, dass Sie mir diese Frage stellen.« den hat Helmut Kohl oft gesagt, wenn ihm die Frage eines Journalisten unangenehm war, weil er keine Antwort wusste und Zeit zum Nachdenken brauchte.«

»Ist das bei Ihnen jetzt so?«

»Nein, ich bin Ihnen wirklich dankbar, weil Ihre Frage nach der Grundausrüstung eine perfekte Überleitung zu dem ist, was ich als Nächstes erklären wollte. Als mir der Satz mit der Dankbarkeit einfiel, hatte ich nur Sorge, dass er wie eine Floskel bei Ihnen ankommen könnte.«

»Ach so. Nein, ich kannte diese Kohl-Floskel nicht.«

»Zu Ihrer Frage, der ich sehr dankbar bin: Die Sollte-Brille ist Teil unserer Grundausrüstung. Wäre sie eine aufpreispflichtige Zusatz-Ausrüstung, würden die Kinder ohne sie nicht überleben. Ein Kind, das die Welt nähme, wie sie ist, würde bei Hunger, Kälte, Hitze, Luftmangel oder anderem Unwohlsein nicht schreien. Da es seinen Mangel meist nicht selbst beseitigen kann, würde es Schaden nehmen oder sogar sterben. Die Sollte-Brille mit Wut-Automatik — mein Akronym lautet SOBWA — gehört deshalb zur Grundausrüstung des großen Automobil-Herstellers mit dem Namen Evolution.«

»Meine Abwägung der Vor- und Nachteile ist hiermit abgeschlossen: Ich behalte die Brille auf«, warf Stahl absichtlich schnell und mit einem Lachen ein.

»Warten Sie. Die SOBWA ist zwar für ohnmächtige Babys und Kleinkinder unverzichtbar, aber mit zunehmender Macht wird das Kind unabhängiger und kann ohne sie überleben, weil es lernt, Mängel eigenständig zu beseitigen. Für einen Erwachsenen ist die Brille nicht nur überflüssig, sondern sie verliert ihren Wert und wird zu einer Belastung. Wut macht nämlich dumm, krank und unglücklich — und lässt sie schneller altern.«

»Wie werde ich das Ding los?«, fragte Stahl mit einem gespielt panischen Ton. Danach sprach er entspannt weiter: »Im Ernst: Wenn keiner mehr eine Sollte-Brille hätte, würde jeder alles akzeptieren, wie es ist und niemand hätte Grund, sein Verhalten zu ändern. Tut mir leid, für mich wäre das eine rosa Brille. Einer der unzähligen Berater unserer Firma war so ein verkappter Zen-Meister. Da sollten wir auch die Dinge, die uns ärgern, wie Wolken vorbeiziehen lassen. ›Beobachten, nicht bewerten oder anhaften.« Stahl machte eine betont langsame Geste mit der rechten Hand, die das Vorbeiziehen einer Wolke symbolisieren sollte.

DuMont lachte und sagte: »Die Führung Ihrer Firma hat wirklich nichts ausgelassen.«

»Darüber könnte man ein Buch schreiben. Dass alles immer bleiben soll, wie es ist, hat sich der große Automobilhersteller doch sicher nicht gedacht. Gibt es auch eine SOBOWA?«

»Ha ha, was ist das denn?«

»Eine Sollte-Brille ohne Wutautomatik.«

»Die gibt es nicht. Der Verlust des Sollte-Filters macht allerdings niemanden automatisch zum Phlegmatiker. Es ist eine Sache, über die Realität einen Filter zu legen, der zeigt, wie sie sein sollte und eine andere, klar zu erkennen, was mich stört.«

Stahl nickte und fragte DuMont: »Kennen Sie den Satz von Reinhold Niebuhr: ›Gott, gib mir die Gelassenheit, Dinge hinzunehmen, die ich nicht ändern kann, den Mut, Dinge zu ändern, die ich ändern kann, und die Weisheit, das eine vom anderen zu unterscheiden?«

»Ja, kenne ich. Dieses Gebet sprechen die Anonymen Alkoholiker bei ihren Treffen. Da ist was dran. Allerdings stelle ich die Frage: Wie bekommt man die Gelassenheit, Dinge hinzunehmen, die man nicht ändern kann, wenn Gott sie einem nicht gibt? Beim Ändern der Dinge, die ich ändern kann, gibt es zwei Fälle: die ohne Beteiligung der anderen — wenn Gott mir da nicht nur Mut schenkt, sondern auch genügend Unwohlsein, kriege ich das hin —, aber

was, wenn andere beteiligt sind? Da brauche ich eine Didaktik, die Erfolg verspricht, andere zu Änderungen zu bewegen.«

»Also wie bekomme ich die Gelassenheit? Wobei ich Ihre Antwort ja schon kenne: Ich setze die Sollte-Brille ab, richtig?«

»Genau. Denn nehmen wir mal Ihr Beispiel mit dem Kind. Das Absetzen der Sollte-Brille hieße nur, dass Sie sich von der Idee lösen, Mütter hätten die Pflicht, Kinder davon abzuhalten, Dritte zu stören. Das bedeutet weder, dass Sie sich jetzt ein herumtollendes Kind schönreden müssen, noch müssen Sie es wegmeditieren. Es bedeutet auch nicht, dass Sie zur Tatenlosigkeit verdammt sind. Sie können — und das ist schon die Antwort auf die Frage nach der Didaktik — das Gegenüber bitten, sich anders zu verhalten.«

»Und wenn das Gegenüber ›nein‹ sagt?«

»Dann nehmen Sie das hin und überlegen, was *Sie* tun können, um Ihr Wohlbefinden wiederherzustellen. Aber ein ›nein‹ bekommt man selten, wenn man mit der Einstellung fragt, dass ein ›nein‹ in Ordnung ist. Stellt man eine Forderung, würde man also kein ›nein‹ akzeptieren, bekommt man es am häufigsten. Menschen lassen sich ungern zu etwas zwingen. Probieren Sie's aus. Meist gibt es nichts zu verlieren. Viele haben Angst, dass sie zu einem nihilistischen Leben verdammt sind, wenn sie auf Sollte-Vorstellungen verzichten. Aber das ist Quatsch.«

»Herr DuMont, ich bin ein einfacher Einlagen-Verkäufer aus Berlin und habe weder Philosophie noch Germanistik studiert. Die Natur hat mich außerdem nur mit einem Maskulinum ausgestattet und nicht mit dem kleinen oder großen Latinum. Also: Was bedeutet ›nihilistisch?‹«

»Danke, dass Sie nachfragen.«

»Gerne, Herr Kohl.«

»Nihilismus kommt von ›nihil‹ und bedeutet ›nichts‹. Im Gegensatz zum Nihilisten habe ich eine Wertehierarchie: Befriedigte Triebe und Bedürfnisse sind mir lieber als unbefriedigte. Die Stärke meines Unwohlseins lässt außerdem keinen Zweifel über die aktuellen Prioritäten in meinem Leben. Ich gehöre nicht zu denen, die sich vormachen, ein Leben ohne Wertungen sei möglich, nach dem Motto: ›Wertungen sind etwas Hierarchisches, führen immer zu Unterdrückung und sind deshalb grundsätzlich zu vermeiden. Lasst uns alle in Frieden und Gleichheit leben. Alles steht gleichwertig nebeneinander und wir haben uns alle lieb.«

Stahl lachte und ergänzte: »Ich sehe schon den Kiwi-Tee und die Räucherstäbchen desjenigen, der sowas sagt. ›Wertungen sind schlecht‹ wäre auch ein lustiger Satz.«

»Ein performativer Widerspruch.«

»Sie schmieren einem schon gerne Ihre Bildung aufs Butterbrot, oder?« Stahl erschrak wieder darüber, was er gesagt hatte und ergänzte in der Hoffnung auf abschwächende Wirkung: »Erklären Sie mir bitte, was ›performativer Widerspruch‹ bedeutet.«

»Performativer Widerspruch bedeutet, einen Widerspruch, den man beschreibt, zugleich zu vollziehen. Wir hatten ja schon den Satz: »Was andere über mich denken, ist mir egal.« Bitte unterbrechen Sie mich auch künftig, wenn ich überflüssige Fremdwörter nutze. Für einen Vortrag habe ich vor Jahren ein Zitat von Wolf Schneider auswendig gelernt, dem ehemaligen Leiter der Hamburger Journalistenschule. Er schrieb: ›Wenn man einem Geologen seine

Sprache wegnehmen würde — »Das mesozoische Verrucano hat die geosynklinale Phase eingeleitet —, dann blieben ihm immerhin die Steine. Aber was bleibt dem Soziologen? Nichts. Er lebt von seinem Sprachgebilde und vom Getümmel in demselben. Ich säge an den Wurzeln seiner Existenz, wenn ich ihn auffordere, klares Deutsch zu sprechen. Er ist beleidigt, wenn er von Hinz und Kunz verstanden werden kann.«

»Das ist genial. Dann sprechen wir ab jetzt Deutsch und nicht mehr Latein?«

»Gerne. Sind Angst, Trauer und Wut denn mit den Beispielen klarer geworden?«

»Ich glaube, dass ich zumindest verstanden habe, was Sie mir sagen wollten. Auf einen Satz verkürzt, ist bei mir Folgendes angekommen: Angst empfehlen Sie, mit dem Beseitigen der eigenen Ohnmacht zu begegnen, Trauer mit dem Akzeptieren dessen, was ist und Wut entsteht Ihrer Meinung nach nicht mehr, wenn man die Sollte-Brille absetzt; die war in der Kindheit nützlich, aber dem Erwachsenen macht sie das Leben unnötig schwer.«

DuMont traten Tränen in die Augen und er unternahm nicht einmal den Versuch, sie zu verbergen. Stahl wusste nicht, wie er darauf reagieren sollte. Er war irritiert und fragte: »Habe ich etwas Falsches gesagt und Sie traurig gemacht?«

DuMont schüttelte den Kopf, schien aber offensichtlich außerstande, zu antworten. Stahl beschloss zu schweigen und DuMont Zeit zu geben.

9. Erziehung

DuMont lächelte Stahl an, immer noch mit feuchten Augen. »Ich bin nicht traurig, ich bin gerührt. Ich bin immer wieder erstaunt über die Intensität der Gefühle, die Empathie in mir auslöst. Ihr Satz bringt das, was ich gesagt habe, auf den Punkt. Daran erkenne ich, wie aufmerksam und offen Sie zugehört haben. Ob Sie von meinen Gedanken sofort etwas aufgreifen, ist dabei nicht entscheidend. Die Empathie, die bei mir ankommt, ist auch eher kognitiv als eine Empathie des Gefühls.«

Stahl hatte nach dem Wort ›kognitiv‹ schon Luft geholt, da hob DuMont die Hand und korrigierte sich: »Anders gesagt: Ich habe den Eindruck, Sie haben mich verstanden, eine Art intellektueller Empathie. Sie haben sich in meine Perspektive hineinversetzt und können die Welt mit meinen Augen sehen. Zumindest in dem Bereich, über den wir gesprochen haben. Ich bin sicher, dass Selbstempathie und Empathie das Leben der Menschen unendlich bereichern können. Ich bin mit diesem Thema inzwischen zwanzig Jahre unterwegs und teile meine Gedanken mit den Vorständen großer Aktiengesellschaften, Managern, Selbstständigen, Angestellten, Lehrern, Eltern, Schülern, Ehepaaren, Menschen mit Depressionen, Aggressionen, Angststörungen, Essstörungen und Burnouts, mit Drogenabhängigen und Gefängnis-Insassen. Egal, wer mir gegenüber sitzt: Merke ich, dass etwas davon ankommt, was ich sage, geht mir das nah und ich weiß, dass ich auch die nächsten zwanzig Jahre nichts anderes machen will.«

Dass DuMont mit so viel Herzblut bei der Sache war, ließ nun auch Stahl nicht unberührt. Aber irgendetwas hielt ihn zurück, seine Gefühle zu zeigen wie DuMont. Er konnte jetzt unmöglich im Flugzeug mit DuMont zu heulen beginnen. Was würden die Leute denken? Er zog also die Augenbrauen zusammen, richtete seinen Blick geradeaus und presste die Kiefer aufeinander.

»Was darf ich Ihnen zu trinken anbieten?« Stahl war froh, dass die Stewardess mit dem Getränkewagen vorbeikam und damit die Situation auflöste, wobei er hoffte, dass sie DuMonts Tränen nicht bemerken würde. Bei der Frage, was er trinken wolle, dachte Stahl daran, dass er sich DuMont zufolge jetzt nicht frei entscheiden würde, sondern sein Gehirn die Entscheidung längst getroffen habe. Der Eindruck des bewussten Abwägens sei eine Illusion. Stahl roch den verbrannten Kaffee. Für Kaffee-Liebhaber wie ihn waren schon Dallmayr und Starbucks an der Grenze des Erträglichen. Also bat er um Tee. Bei der Wahl zwischen dem Käse- und dem Schinken-Sandwich, entschied er sich für Käse. DuMont bestellte ein Mineralwasser und aß nichts.

DuMont war nicht entgangen, dass seine Tränen Stahl überfordert hatten und dass auch der einen Moment intensiver Gefühle gehabt hatte, aber mit ihnen nicht im Reinen schien. Er wollte Stahl nicht darauf ansprechen. Das hielt er noch für zu intim. Schließlich kannten sie sich erst eine Stunde. Aber zum Thema Gedanken und Gefühle wollte er noch etwas sagen. »Da ich gerade zwischen Einfühlen und Eindenken unterschieden habe, würde ich gerne noch etwas zum Denken und Fühlen sagen, wenn es Sie interessiert.«

»Ja, gerne.«

»Ich male absichtlich ein Schwarz-Weiß-Bild, das es in diesem Extrem vielleicht nicht gibt. Die Realität besteht aus Grautönen, aber wenn ich die Pole beschreibe, wird hoffentlich das gesamte Gelände transparenter. Da gibt es den konservativen Mann, der seinem Sohn sagt: ›Junge, hör auf zu heulen, Gefühle sind schwach, etwas für Mädchen, Romantiker und andere Gefühlsdussel. Erwachsenwerden heißt, die Arschbacken zusammenzukneifen und das Gehirn einzuschalten. Also rei dich zusammen und denk dran: Indianer kennen keinen Schmerz!‹ Auf der anderen Seite steht die links-intellektuelle Retro-Romantikerin, die ihrem Sohn sagt: ›Junge, weine alle Tränen, lache all dein Lachen, lass dich von deinen Gefühlen leiten und hr auf deinen Bauch. Wir brauchen nicht noch mehr Männer, die ihre Gefühle unterdrücken und nicht erkennen, wie lebensfeindlich das ist. Solche Typen überschätzen den Verstand, analysieren alles zu Tode, schaden damit der Gemeinschaft und dem Planeten. Komm, ich nehm dich in den Arm, mein Kleiner.«

Stahl verschluckte sich vor Lachen an seinem Tee. Als er wieder sprechen konnte, fragte er DuMont: »Und wer hat Ihrer Meinung nach Recht?«

»Nach meiner Definition hat keiner ›Recht‹, denn ich definiere ›Recht‹ als Forderung an andere. In diesem Fall stnde dahinter die Forderung, der andere habe zu erkennen, dass man näher an der Wahrheit ist. Der Irrtum liegt aus meiner Sicht im Entweder-oder-Denken. Ich spreche hier von fehllleitenden Dichotomien.« DuMont hob die Hand. Stahl grinste und DuMont sprach weiter: »Dichotomie heißt Zweiteilung. Man denkt, es ginge um eine Entscheidung für einen dieser zwei Pole. Bisweilen halte ich beide Pole für wenig hilfreich, manchmal finde ich den einen oder den anderen Pol nützlich und hin und wieder ist man mit einem Grauwert zwischen den Polen schwarz und weiß am dichtesten an der Realität.«

»Das ist sehr theoretisch. Haben Sie noch andere Beispiele außer Gefühl und Verstand?«

»Rechte und Pflichten, Egoismus und Altruismus, Kollektivismus und Individualismus, Kapitalismus und Sozialismus, Qualität und Quantität, Wettbewerb und Kooperation, konservativ und progressiv, Unterwürfigkeit und Dominanz. Reicht das?«

»Ja, wir könnten wahrscheinlich über jedes Begriffspaar eine Stunde diskutieren. Aber bleiben wir mal bei Gefühl und Verstand. Sie sagen also, dass beides wichtig ist?«

»Man könnte es auch so sagen: ›Es gibt nichts Rationaleres als Gefühle und jeder Gedanke beruht auf Gefühlen.‹ Es ist aus meiner Sicht unvernünftig, Gefühle zu ignorieren oder zu unterdrücken. Die Gefühle informieren uns wie gesagt über den Erfüllungsgrad unserer Triebe und Bedürfnisse. Das zu ignorieren, wäre in letzter Konsequenz lebensbedrohlich. Aber niemand ignoriert seine Gefühle komplett, sondern der eine mehr, der andere weniger. Genauso absurd wäre es, auf den Verstand zu verzichten. Der unterscheidet uns ja gerade von einem rein triebgesteuerten Wesen.«

»Was würden *Sie* Ihrem Kind sagen, wenn es weint?«

»Wenn ein empathisches In-den-Arm-Nehmen reicht, würde ich vielleicht nichts sagen. Meine Präsenz würde hoffentlich ausdrücken, dass an Tränen nichts verkehrt ist. Trauer ist angemessen, wenn Triebe und Bedürfnisse unbefriedigt sind und sich das Kind nicht aus seiner Ohnmacht befreien kann. Besteht aber eine Möglichkeit, die das Kind nur noch nicht sehen kann, hilft natürlich das Aktivieren des Verstandes.«

Stahl nickte und biss etwas melancholisch in sein Ksebrtchen. Es dauerte allerdings nicht

lange, bis er merkte, dass es noch in Zellophan eingepackt war. Jetzt blieb ihm nur eins: Nichts anmerken lassen! Er nahm das Brötchen aus dem Mund, stand auf, deutete zur Toilette und hielt das angebissene Beweisstück seiner Schusseligkeit so, dass DuMont es nicht sehen konnte.

Als er zurückkam, schwiegen die beiden eine Weile, bis schließlich DuMont die Stille brach:

»Mir ist gerade klar geworden, dass es mich nicht nur berührt hat, verstanden worden zu sein. Wenn es um Gefühle geht, kommt bei mir auch oft Trauer darüber hoch, wie viel Leid entsteht, wenn die Funktionsweise des Gehirns ignoriert wird. Ich sehe fast täglich, wie viel Leid sich jeder ersparen kann, wenn er ein paar alte Überzeugungen aufgibt und einige neue Ideen ausprobiert. Jetzt können wir gerne über das Entstehen von Schadprogrammen sprechen und ich beantworte Ihnen gerne die Fragen zu Ihrem Sohn.«

»Ich bin ganz Ohr.«

»Wenn wir über Schadprogramme reden, reden wir über Erziehung. Es ist ähnlich wie beim Verschicken von Viren: Der Besitzer des infizierten Computers weiß meist nichts davon. Er schickt seinen Freunden E-Mails und infiziert unbeabsichtigt weitere Computer. Die anderen Computer sind nur immun, wenn sie funktionierende Virenschutzprogramme haben. Fehlen die, breitet sich der Virus munter weiter aus. Zum Einstieg in das Thema Erziehung würde ich Ihnen gerne eine kurze Geschichte der Gebrüder Grimm vorlesen. Mögen Sie sie hören?«

»Na klar. Vielleicht kenne ich sie ja schon? Ich habe meinem Sohn unzählige Male ›Hans im Glück‹, ›Hänsel und Gretel‹, ›Aschenputtel‹ und ›Rumpelstilzchen‹ vorgelesen.«

»Die Geschichte heißt ›Das eigensinnige Kind‹ und die kennen nur wenige.«

»Die kenne ich auch nicht.«

»Erschrecken Sie nicht, wenn ich wieder Tränen in den Augen bekomme. Die Geschichte hat kein Happy End und mich nimmt sie jedes Mal mit.« DuMont holte sein Handy heraus, suchte kurz die entsprechende Datei und begann zu lesen:

»Es war einmal ein Kind eigensinnig und tat nicht, was seine Mutter haben wollte. Darum hatte der liebe Gott kein Wohlgefallen an ihm und ließ es krank werden, und kein Arzt konnte ihm helfen, und in kurzem lag es auf dem Totenbettchen. Als es nun ins Grab versenkt und die Erde über es hingedeckt war, so kam auf einmal sein Ärmchen wieder hervor und reichte in die Höhe, und wenn sie es hineinlegten, und frische Erde darüber taten, so half das nicht, und das Ärmchen kam immer wieder heraus. Da musste die Mutter selbst zum Grabe gehen und mit der Rute aufs Ärmchen schlagen, und wie sie das getan hatte, zog es sich hinein, und das Kind hatte nun erst Ruhe unter der Erde.«

»Wie? Das war's schon?«

»Ja.«

»Die Geschichte ist ja grausam. Ist das ironisch gemeint?«

»Nein, im 19. Jahrhundert war Eigensinn bei Kindern noch verpöner als heute.«

»Eltern, die ihre Kinder schlagen, sind doch heute die Ausnahme. Körperliche Bestrafungen sind inzwischen meines Wissens sogar verboten.«

»Ja, sind sie. Seit 2000 gibt es das ›Gesetz zur Ächtung von Gewalt in der Erziehung‹. Hinter dem Gesetz steckt die Absicht, Kinder zu schützen. Für mich ist es allerdings Ausdruck der gleichen, tragischen Strategie der Mutter in der Grimm-Geschichte: Unerwünschtes Verhalten

soll durch Gewaltandrohung im Zaum gehalten werden. Ich frage mich bei Konflikten nie, wer Schuld hat oder wer bestraft werden soll, sondern eher wo die Ursache liegt und was ich tun kann, um solche Konflikte zu vermeiden.«

»Wo liegt Ihrer Meinung nach die Ursache, wenn Eltern ihre Kinder schlagen?«

»Die Eltern sehen keine andere Möglichkeit, zu erreichen, was ihnen wichtig ist. Die Mutter ist sicher aufgewachsen wie ihr Kind: Ihr Leben wurde leichter, wenn sie ihren Eigensinn zurückstellte, wann immer er mit dem ihrer Eltern kollidierte. Sie wird auch keine Alternativen gesehen haben, denn überall wurden Kinder mit Nachdruck in ihre Schranken gewiesen. Den Eigensinn ihres Kindes hat die Mutter deshalb nicht als Geschenk betrachtet, sondern als Bürde. Ihre Aufgabe als Mutter sah sie darin, den Eigensinn des Kindes so zu stützen, dass möglichst wenig Reibungspunkte mit anderen blieben.«

Stahl schluckte, denn so anders war seine Strategie mit Jannik nicht. Aber was wäre die Alternative? Dass die Kuschelpädagogik von Müttern wie der am Flughafen nicht funktioniert, hatte er gerade wieder gesehen.

DuMont sprach weiter: »Die Mittel der Mutter in der Geschichte waren zu Anfang vielleicht Bitten. Aber bei ausbleibendem Gehorsam folgten Forderungen, also Bitten, die man nicht ohne Nachteile ablehnen kann. Lenkte das Kind noch immer nicht ein, wird die Mutter Drohungen ausgesprochen haben. Blieben auch die erfolglos, sah sich die Mutter gezwungen, die Drohungen umzusetzen, denn leere Drohungen sind wirkungslos. Eine umgesetzte Drohung muss natürlich nicht gleich eine Tracht Prügel sein, aber schon die ›moderne‹ Auszeit ist eine Form von Gewalt, wenn das Kind nicht um die Isolierung bittet — was selten vorkommt. Jede Form der Bestrafung nutzt sich ab und die Dosis wird erhöht. Der Bestrafter fühlt sich zunehmend hilfloser und irgendwann ›rutscht ihm plötzlich die Hand aus.«

Stahl erinnerte sich sofort an die Momente, in denen ihm bei Jannik die Hand ausgerutscht war. Er verdrängte das aufsteigende Unwohlsein mit dem Gedanken, dass sein Vater ihm auch hin und wieder eine geklebt und ihm das nicht geschadet hatte. Sein Vater drohte das immer mit den Worten an: ›Gleich telefoniert's!‹ Gab er dann ein Widerwort, klingelte es eine Sekunde später in seinem Kopf. Dabei hatte er sich damals geschworen, seine Kinder später nie so zu behandeln. Aber irgendwann, so dachte er, hatte ihn wohl die Realität eingeholt.

Fühlte sich Stahl vorhin noch wie bei der Eingangsuntersuchung des Zahnarztes, so ging es ihm jetzt wie in dem Moment, da der Zahnarzt den Bohrer in die Hand nimmt und aufheulen lässt. Stahl schaute auf die Uhr, um einschätzen zu können, wann sie landen würden. Wieso unterhielten sie sich eigentlich nicht mehr über elektrische Gangschaltungen und Scheibenbremsen?

10. Unterwerfung und Rebellion

DuMont bemerkte Stahls gedankenversunkenen Ausdruck und seinen Blick auf die Uhr. Er fragte deshalb: »Wollen Sie noch mehr zum Thema Erziehung hören oder fühlen Sie sich unwohl und brauchen erst mal eine Pause?«

Stahl kratzte sich am Kopf. »Ich weiß nicht. Wissen Sie, in der Theorie klingt es wunderbar, wenn man sagt, dass man auf Gewalt verzichtet. Wer würde dagegen etwas einwenden? Damit könnte man sich nur ins Abseits schießen. Aber was nützt es, wenn ich auf Gewalt verzichte und mein Kind zu einem Tyrannen wird, andere Kinder mobbt und später zum Verbrecher wird? Da hätte ich mit meiner Gewaltlosigkeit die Gewaltbilanz auf dem Planeten nur erhöht.«

»Wäre das so, hätten Sie auch Ihrer Glücksbilanz geschadet. Es wäre sicher nicht angenehm, dabei zuzusehen, wie das eigene Kind ein unglückliches Leben führt, weil das hauptsächlich aus ungelösten Konflikten besteht. Ich würde deshalb das Zusammenleben mit meinem Kind auch nicht unter die Überschrift ›Gewaltfreiheit‹ stellen. Ich lehne Gewalt nicht grundsätzlich ab. Ich entscheide mich im Alltag allerdings fast immer gegen Gewalt, und zwar aus dem egoistischen Nutzenkalkül heraus, dass ich andernfalls nur meiner Wohlseinsbilanz schaden würde.«

»›Fast immer‹ bedeutet, dass Sie also hin und wieder Gewalt anwenden? Auch in der Erziehung? Haben Sie denn Kinder?«

»Ich habe eine Tochter und ich kann mich nicht genau erinnern, aber sagen wir mal, sie wäre als kleines Kind beim Spielen auf die Straße gerannt, obwohl da Autos fahren. Da hätte ich sie sicher per Festhalten daran gehindert, wenn ein Warnen zu spät oder zu unsicher gewesen wäre.«

Stahl nickte und DuMont fragte ihn:

»Kann es sein, dass Sie sich unwohl fühlen, weil Ihnen durch die Grimm-Geschichte Gewalt auf einmal suspekt erscheint, Sie sich aber auch keine Alternative vorstellen können?«

Stahl wirkte nachdenklich und antwortete mit etwas Verzögerung:
»Stecken nicht alle Eltern in diesem Dilemma? Wer bestraft sein Kind schon gerne, egal ob körperlich oder mit anderen Mitteln? Die Wahrheit liegt wahrscheinlich wie immer in der Mitte: die richtige Dosis von Zuckerbrot und Peitsche. Wenn möglich, öfter Zuckerbrot als Peitsche.«

DuMont schwieg und weil Stahl bei ihm kein Zeichen der Zustimmung ausmachen konnte, ergänzte er: »Wobei die Peitsche natürlich als Symbol gemeint ist.«

»Zuckerbrot und Peitsche«, antwortete DuMont nun, »also Belohnung und Bestrafung — das wäre ein weiteres Begriffspaar, das zu den Dichotomien passen würde, die ich eben genannt habe. Ich habe dazu auch einige Gedanken, aber trotzdem möchte ich Sie gerne noch mal fragen, ob Sie sich noch wohl dabei fühlen, wenn wir weiter über Erziehung sprechen?«

»Sie scheinen sich über das Thema umfassend informiert zu haben, da sollte ich vielleicht besser zuhören.«

»Ich möchte nicht, dass Sie mir zuhören, weil Sie glauben, dass Sie das sollten. Mir wäre es lieber, wenn Sie sich fragten, ob Sie ein Unwohlsein plagt und ob Sie eine Chance sehen, dass ich Ihnen helfen kann, das aufzulösen. Ich glaube natürlich, dass ich das kann, aber Sie können nur Vermutungen anstellen. Wenn Sie zu dem Ergebnis kommen, dass die Chancen auf Erfolg gering sind, unterhalte ich mich auch gerne mit Ihnen darüber, ob es zweckmäßiger ist, mit

Pulsmesser zu fahren oder mit einem Powermeter. Da interessiert mich nämlich Ihre Meinung.«

»Die Antwort ist einfach: Sie brauchen beides.«

Stahl war hin und hergerissen. Jetzt hätte er problemlos das Thema wechseln können, aber seine Neugier war groß und vielleicht besaß DuMont einen Schlüssel zum Lösen seiner Probleme? Ein Unwohlsein hatte er in der Tat. Wobei er ›Unwohlsein‹ eher für eine Untertreibung hielt. Was hatte er zu verlieren? *Anhören kostet nichts*, dachte er sich und sagte: »Ich will Ihre Philosophie komplett hören und verstehen. Wir waren da stehengeblieben, als Sie sagten, dass in der Erziehung aus Bitten schnell Forderungen werden, dann Drohungen folgen und schließlich das Wahrmachen der Drohung.«

»Ich bin wieder begeistert, wie genau Sie zugehört und sich alles gemerkt haben.«

»Ich mag zwar einen Dickschädel haben, aber ein schlechtes Gedächtnis ist tatsächlich nicht mein Problem.«

»Dann geht's mit der Forderung weiter. Kinder haben nur zwei Möglichkeiten, auf Forderungen zu reagieren: mit Unterwerfung oder Rebellion. Die meisten Kinder werden sich nach einer kurzen Trotzphase im Alter von zwei Jahren unterwerfen, denn sie sind ihren Eltern ausgeliefert. Deshalb halte ich das Szenario der Grimm-Geschichte für unwahrscheinlich: Kaum ein Kind wird für seine Überzeugungen sterben. Früher oder später werden Kinder kapitulieren und sich unterwerfen. Sie werden ihre Fäustchen in ihren Taschen ballen, denn sie wissen: Widerstand ist zwecklos. In der Pubertät steigt die Quote der Rebellen wieder, denn jetzt können die Jugendlichen der Mutter auch körperlich Paroli bieten.«

Davon konnte Stahl ein Lied singen. Ihm gegenüber zeigte Jannik noch einen gewissen Respekt, aber wie er mit seiner Mutter umging, das konnte er seiner Meinung nach als Ehemann und Vater nicht durchgehen lassen.

DuMont erklärte weiter: »Was ich hier nüchtern in wenigen Worten beschrieben habe, zieht sich im Erleben der Kinder über Jahrzehnte und verursacht in den kleinen Köpfen Erdbeben. Weil Kleinkinder ohne Eltern verloren sind, wird eine instabile Verbindung zu ihnen als lebensbedrohlich empfunden. Das Kleinkind wird im Zweifel also alles tun, um diese Verbindung aufrecht zu erhalten. Unterordnung wird zur Überlebensstrategie und dieses früh eingeübte Muster prägt fürs Leben. Da auch die Mutter mit dieser Strategie ihr Leben erfolgreich gemeistert hat — sie hat ja überlebt —, sieht sie es als ihre Pflicht, diese Erfahrung an ihr Kind weiterzugeben.«

»Wie hätte sich das Kind in der Geschichte denn verhalten sollen?«, wollte Stahl wissen.

»Diese Frage bringt uns bei der Konfliktlösung nicht weiter. Egal ob sich Kinder für Unterwerfung oder Rebellion entscheiden, sie zahlen einen Preis. Der Preis der Rebellion ist selten der Tod, aber je länger die Rebellion, desto drastischer die elterlichen ›Konsequenzen‹. Die Unterwerfung ist deshalb zunächst das geringere von zwei Übeln. Offene Konflikte werden zumindest nach außen zu scheinbarer Harmonie. Da überrascht es wenig, wenn viele Kinder zu braven und gehorsamen Bürgern werden, zu konformistischen Mitarbeitern und pflegeleichten Ehepartnern. Lebensfrohe, selbstbestimmte und selbstempathische Menschen führen ein anderes Leben. Der Mantel des Braven und Pflegeleichten kann auch eine Brutstätte sein für

künftige Bindungsstörungen, Depressionen, Minderwertigkeits-Vorstellungen, Mangel an Selbstdisziplin, permanenten Betreuungsbedarf und Antriebslosigkeit.«

»Ist das etwa die Antwort auf meine Frage, warum mein Sohn so antriebslos ist? Und Ihre Lösung lautet, meinem Kind alles zu erlauben, genau wie die Frau am Flughafen?«

»Ich maße mir keine Meinung an zu der Frage, warum Ihr Sohn möglicherweise antriebslos ist. Ich kenne ihn ja nicht. Die Quelle menschlicher Motivation steckt aber schon in dem Wort ›Antrieb‹: Es ist der Trieb oder es sind mehrere Triebe. Viele Kinder haben nie gelernt, auf ihre Gefühle zu hören. Ohne sie erfahren die Kinder jedoch nichts über den Erfüllungsstand ihrer Triebe. Schauen wir uns den Alltag eines Kindes an: Es wird früher geweckt, als es seinem natürlichen Rhythmus entspricht. Das Kind hat vielleicht noch keinen Hunger, soll aber frühstücken — wahrscheinlich das, was die Eltern für richtig halten und nicht etwas, das ihm schmeckt. Bei Tisch wollen die Eltern miteinander reden und das Kind soll still sein, auch wenn es vielleicht etwas sagen will. Bei ›will‹ fällt mir ein, dass das bei Kindern fast nie geduldet wird. Das Kind sagt: ›Ich will aber Frosties und keine Schoko-Pops.‹ Jetzt kann man Wetten abschließen, dass der Vater oder die Mutter antwortet: ›Das heißt nicht „ich will“, sondern „ich möchte“.«

Stahl ergänzte: »Ich möchte ›bitte ‹.«

DuMont lachte. »Genau, ich vergaß das ›Zauberwort‹. Aber auch wenn das Kind etwas sagen ›möchte‹, wird es oft ignoriert oder das Gesagte schnell abgetan, denn die Eltern sind im Stress, weil sie pünktlich zur Arbeit kommen wollen. Das Kind beginnt mit den Lebensmitteln zu spielen und das wird unterbunden: ›Mit Essen spielt man nicht.‹ Das Kind würde gerne dieses oder jenes anziehen, aber die Eltern überstimmen es: ›So kannst du nicht herumlaufen. Wie sieht das denn aus? Was sollen die Leute denken?‹ Das Tempo des Kindes beim Anziehen ist nicht kompatibel mit dem engen Zeitplan der Eltern, also wird es zur Eile ermahnt. Das Kind entdeckt ein Spielzeug und würde gerne damit spielen, aber jetzt ›muss‹ abgefahren werden. Das Kind weint, wird mit dem Gurt im Kindersitz gefesselt und bekommt gesagt, dass es mit dem Weinen aufhören soll. ›Große Kinder weinen doch nicht.‹ In der Kita übernimmt die Erzieherin das Kommando. So geht der Tag weiter. Ein paar Jahre später folgt die Zwangsbeschulung und das heißt, Dressur im 45-Minuten-Takt: ›Jetzt interessierst du dich eine Stunde für Mengenlehre. Tust du nicht? Egal, wir machen's trotzdem.‹ So sagt das niemand, aber darauf läuft's hinaus. Und wenn ein vorgegebenes Thema beim Kind mal auf Interesse stößt, wird dieses Interesse nach Ablauf der Unterrichtsstunde ignoriert. ›Nun interessierst du dich für Religion.‹ So gestaltet sich das Leben des Kindes, jahrein, jahraus. Ich denke, es ist offensichtlich, dass beim ständigen Unterdrücken eigener Triebe und der aufkommenden Mangelgefühle die diesbezügliche Sensibilität abstumpft oder überhaupt nur schwer entwickelt werden kann. In den wenigen Phasen, in denen das Kind tun könnte, wozu es Lust hat, weiß es nichts mit sich anzufangen.«

»Mein Sohn ist aber nicht nur antriebslos, sondern auch respektlos, vor allem meiner Frau gegenüber.«

»Zunächst zum Respekt: Ich glaube nicht, dass Eltern a priori Respekt verdienen, eben weil sie Eltern sind.«

»Bekomme ich doch noch eine Lateinstunde?«

»Wieso?«

»A priori.«

»Ah, vor jeder Erfahrung. Ich wollte sagen, dass ich keinen Gedanken habe, der da lautet: ›Kinder sollten Eltern grundsätzlich mit Respekt behandeln.‹ Ich denke auch nicht, dass Menschen andere Menschen grundsätzlich mit Respekt behandeln sollten. Ich begegne Fremden zwar vor jeder Erfahrung freundlich, weil ich so in der Regel Reaktionen ernte, die mir gefallen, aber ich mache keine Regel daraus. Und schon gar nicht für andere nach dem Motto: ›Der sollte mich mit Respekt behandeln.‹ Wenn ich mir in einzelnen Fällen Vorteile vom Verzicht auf respektvolle Gesten verspreche, verzichte ich auf sie. Besonders argwöhnisch werde ich bei dem Begriff ›Respektsperson.‹«

Stahl wandte ein: »Ich habe einfach das Bild von Eltern vor Augen, die ihre kleinen Prinzen und Prinzessinnen behandeln, als wären sie die Könige. Ich finde das aus Sicht der Eltern manchmal geradezu würdelos: ›Ruben, möchtest du vielleicht nicht doch lieber von dem Spinat essen, als ihn an die Wand zu schmieren? Der ist doch so gesund und die weiße Wand sieht nicht mehr so schön aus, wenn sie lauter grüne Flecken hat.‹ Zugegeben, das ist überspitzt, also anders formuliert: Auf Grenzen und deren Einhaltung zu verzichten, kann doch nicht die Lösung sein?«

»Bei Grenzen unterscheide ich zwischen dem Setzen eigener Grenzen und dem Setzen von Grenzen für andere. Ich kann mir beispielsweise die Grenze setzen, nur eine halbe Tafel Schokolade am Tag zu essen oder nur ein Glas Wein zu trinken. Ich formuliere auch, wo meine Grenzen bei der Interaktion mit anderen liegen: So sage ich zum Beispiel meiner Familie, welche meiner Dinge jeder mitbenutzen kann und welche ich nicht teilen möchte — zum Beispiel meinen Computer. Einem kleinen Kind werde ich gegebenenfalls sagen, dass es mir weh tut, wenn es mich kneift und das Kneifen auch mit meiner Macht unterbinden, falls es nicht aufhört. Definiere ich solche Grenzen nicht, weil ich Grenzen pauschal ablehne, wird es für das Kind verwirrend. Es will ja selbst auch nicht gegen seinen Willen gekniffen werden. Es kann das Sicherstellen seiner eigenen Grenzen nur lernen, wenn die Eltern ihre Grenzen ebenso klar signalisieren und sie zulassen, dass auch das Kind seine Grenzen formulieren darf. Ich setze jedoch keine Grenzen für das Leben anderer. Ich sage meinen Freunden, Nachbarn, Mitarbeitern — oder gar meinen Auftraggebern — nicht, wann sie ins Bett gehen sollen, wie aufgeräumt ihre Wohnung zu sein hat oder wie viel Schokolade essen oder Wein sie trinken dürfen. Das ist auch der Grund, warum Sie bei mir das Wort ›sollen‹ so selten hören. Dass ich meinen Mitmenschen keine Grenzen setze, klingt für die meisten nicht ungewöhnlich, aber jetzt kommt der Unterschied: Ich behandle mein Kind in dieser Hinsicht nicht anders als meine Freunde, meine Bekannten oder meine Kunden. Das heißt, auch meinem Kind schreibe ich nicht vor, wie es seine Haare zu tragen hat, was es anziehen soll, wie aufgeräumt das Kinderzimmer zu sein hat, was es isst, wann es ins Bett geht oder womit es seine Zeit verbringen muss oder darf.«

»Wie alt ist denn Ihr Kind?«

»Meine Tochter ist zwanzig.«

»Der brauchen Sie natürlich nichts mehr vorschreiben.«

»Das habe ich aber auch nicht, als sie drei Jahre alt war, zehn Jahre oder sechzehn.«

»Ich habe Zweifel, ob alle Kinder mit so viel Freiheit umgehen können. Mädchen wahrscheinlich noch eher als Jungen.«

»Überlassen Eltern ihren Kindern das Setzen ihrer Grenzen selbst, haben sie erstaunlich wenig Probleme damit, dass die Kinder die Grenzen der Eltern achten. Schreiben sie einem Kind hingegen permanent vor, was es tun und lassen soll, werden die Eltern früher oder später Reaktanz ernten.«

»Nääähht.« Stahl tat so, als drücke er einen großen Not-Aus-Knopf auf seiner Armlehne, so als befände er sich in einer Gameshow. »Frage: Was ist Reaktanz?«

DuMont lachte. »Wollte ich gerade erklären. Mit Reaktanz beschreiben Psychologen die innere Haltung des Widerstandes gegen Druck oder Einschränkungen. Reaktanz erklärt auch den ›Reiz des Verbotenen‹. Typisch für die Reaktanz ist außerdem, dass die eliminierte Alternative plötzlich besonders attraktiv wird: Genau die Entscheidungen, die dem Kind verwehrt wurden, erlebt es nun als ausgesprochen wichtig. Zeigt sich die Reaktanz in Äußerungen oder Handlungen, nennen die meisten das Trotz. Das Kind versucht, die eigene Entscheidung und dessen Umsetzung zu erzwingen. Tragisch wird es, wenn sich beim Kind Wut und Frustration so lange gestaut haben, dass es ohne Ventil schier platzen würde. Jetzt entstehen scheinbar völlig unangemessene Reaktionen: Das Kind schreit, schlägt, stiehlt, mobbt, lügt, zerstört — ohne selbst genau zu wissen, warum. Jetzt können die Eltern dem Kind ein ›schlechtes Gewissen‹ machen; und haben außerdem eine nachträgliche Rechtfertigung für ihre Eingriffe in die Entscheidungen des Kindes. Nach genügend ähnlichen Fällen kommt das Kind vielleicht sogar selbst zu der Überzeugung, dass es einen gefährlichen Kern hat, der präventiv im Zaum gehalten werden muss. Es schließt von sich auf andere und das führt dazu, dass dieses Kind später seine Kinder bevormunden wird, sie vor sich selbst beschützen will und glaubt, sie zur Tugendhaftigkeit erziehen zu müssen — eine Endlosschleife.«

»Wenn das alles so wäre, wie Sie beschreiben, dann müsste man ja sagen: ›Die ganze Welt ist auf dem Holzweg‹«, sagte Stahl. Nachdem er diesen Satz beendet hatte, erklang die Stimme der Stewardess über die Lautsprecheranlage und sie informierte die Fluggäste mit den üblichen Ansagen über die bevorstehende Landung.

11. Empathie statt Erziehung

Stahl gab der Stewardess seinen Restmüll und klappte das Tischchen in der Rückenlehne nach oben. »Mag sein, dass die von Ihnen beschriebene Art der Erziehung mit Ihrer Tochter funktioniert hat. Aber ich gebe Ihnen schriftlich, dass mein Sohn bei Ihrem Laissez-faire verlottern würde.«

»Ich glaube auch nicht, dass es zweckmäßig ist, einem über Jahre erzogenen Kind auf einmal, metaphorisch gesprochen, die Fesseln abzunehmen. Kinder hingegen, die nie bevormundet wurden, lernen früher und schneller, die Verantwortung für ihr Leben zu übernehmen. Meine Tochter Charlotte hatte auch Schwierigkeiten, früh ins Bett zu gehen. Hat sie heute noch. Wie ich auch. Aber sie hat gelernt, die Vor- und Nachteile abzuwägen. Ihr war früh klar, dass sie einen Preis zahlt, wenn sie abends kein Ende findet. Zumindest fiel bei Charlotte die Motivation weg, aus Trotz spät ins Bett zu gehen. Es gab ja nichts, gegen das sie hätte rebellieren können. So entstand Selbstregulation. Ein Kind, das Selbstregulation nie gelernt hat, kann diese Fähigkeit nicht abrufen. Spätestens, wenn ein Kind erwachsen ist und auszieht, zeigt sich, ob es eigenverantwortlich lebt oder nicht. Das ist ein Grund, warum fast vierzig Prozent aller Studiengänge an Universitäten nicht zu Ende gebracht werden: Hier fehlen plötzlich Lehrer und Eltern, die dem Studenten in den Hintern treten.

1921 wurde in der Nähe von Dresden eine Schule gegründet, die noch heute in England existiert. Sie heißt Summerhill. Dort haben die Lehrer Erfahrung mit den Wirkungen von Zwangsverzicht. In Summerhill war die Anwesenheit im Unterricht immer freiwillig. Probleme gab es fast nur mit Kindern, die spät von anderen Schulen nach Summerhill wechselten. Nach Jahren der Fremdbestimmung konnten die Kinder nicht mehr mit den fehlenden Vorgaben umgehen, sodass der Gründer Alexander Sutherland Neill irgendwann keine 14-Jährigen mehr aufnahm. Mit jüngeren Kindern gab es diese Probleme nicht, weil die schnell auf Eigenverantwortung umschalteten.«

»Hat Ihre Tochter diese Schule besucht?«

»Nein, wir haben uns Summerhill angeschaut, aber Charlotte fand die Inhalte des Unterrichts dort nicht interessant genug, selbst wenn ihr die Rahmenbedingungen sympathischer waren als anderswo.«

»Wenn ein Kind zu Hause in einer Welt ohne Zwang lebt, wird es dann in der Realität kein böses Erwachen geben? Anders gefragt: Ist es nicht Aufgabe der Eltern, das Kind auf die reale Welt vorzubereiten?«

»Ich leite auch keine Abgase ins Kinderzimmer, weil die Luft außerhalb der Wohnung dreckiger ist als bei uns zu Hause. Ich glaube daran, dass das Kind bei verpesteter Luft in der Welt ›da draußen‹ weniger Schaden nimmt, wenn die Lungen kräftig und gesund sind. Natürlich gibt es auch in den Familien Konflikte, in denen kein Zwang herrscht. Erlebt das Kind immer wieder, wie man Konflikte löst, ohne dass einer sagt, wo's langgeht und der andere sich unterwirft oder rebelliert, ist das meiner Meinung nach eine optimale Vorbereitung auf die Welt außerhalb der Familie. Außerdem hat jeder die Möglichkeit, Zwang zu meiden. Niemand muss unter einem Chef arbeiten, der Dinge fordert, die der Angestellte ohne Druck nie täte. Vielleicht ist der Stundenlohn als Selbstständiger geringer und das Einkommen wird stark

schwanken, aber wem es so wie Ihnen wichtig ist, sein eigener Herr zu sein, der wird sich dafür entscheiden und den Preis zahlen.«

Stahl war unsicher, ob sich hinter dieser Bemerkung die Spitze verbarg, dass er Angestellter war und über seine Chefs jammerte. Er entschied sich trotzdem dafür, das Thema »Erziehung« weiter zu verfolgen. »Ich habe einige Erziehungsbücher gelesen und so wie ich das überblicke, sind sich die Autoren einig: Kinder brauchen Grenzen, man sollte Sie nicht verwöhnen, aber häufig loben. Fehlverhalten muss Konsequenzen haben und die antiautoritären Experimente sind auf ganzer Linie gescheitert.«

»Ich würde sagen: Die antiautoritären *und* die autoritären Experimente sind auf ganzer Linie gescheitert. Da haben wir eine weitere Dichotomie, die ich für fehlleitend halte: autoritär versus antiautoritär. Man könnte sich fragen, ob das eine oder das andere ›richtig‹ ist oder nach der ›richtigen‹ Mischung suchen. Ich habe meinen Weg völlig abseits dieser beiden Pole oder ihrer Verbindung gefunden. Um das zu erklären, würde ich wieder etwas ausholen. Ich frage mich allerdings, ob es schlau ist, damit kurz vor der Landung anzufangen.«

»Ich bin neugierig genug und bis wir im Terminal stehen, wird es noch dauern.«

»Ok. Aus meiner Sicht gibt es zwei grundverschiedene Strömungen in der Erziehung: Die eine ist pro Natur und die andere pro Kultur. Einer der ersten Pro-Natur-Vertreter war Jean-Jacques Rousseau. Er glaubte, der Mensch sei von Haus aus ›gut‹ und die Kultur könnte ihn nur verderben, vor allem die westliche. Bis heute denken die meisten Linken ähnlich. Sie schauen mit größtem Argwohn auf Kapitalismus, Materialismus und die Errungenschaften der modernen Welt. Wenn es nach ihnen ginge, hieße es im Wesentlichen: ›Zurück zur Natur!‹ Die Pro-Kultur-Vertreter beziehen sich meist auf Thomas Hobbes und zitieren den von ihm verwendeten Satz ›homo homini lupus‹, der Mensch ist dem Menschen ein Wolf. Das Kind gliche von Natur aus einem wilden Tier und müsse domestiziert werden, das heißt zur Tugendhaftigkeit erzogen. Das ›Tier‹ habe also die gesellschaftlichen Regeln und Normen zu lernen. Da dreht es den Achtundsechzigern den Magen um. Für sie haben Kleinkinder fast Engelstatus. Sie seien so herrlich sensibel, unverdorben, unverkopft — ja so erleuchtet, dass der Erwachsene sich eher an ihnen zu orientieren habe, statt anders herum.

Ich bin, wie Sie schon gemerkt haben, kein Freund der autoritären Ansichten, aber eben auch nicht des scheinbaren Gegenteils, der antiautoritären. Die Antiautoritären haben nämlich nicht auf Erziehung verzichtet, sie verfolgten nur andere Ziele. Aus Sicht der Konservativen gibt es folgende, allgemeingültige Werte oder Tugenden: Anstand, Moral, Sauberkeit, Hierarchie, Fleiß, Ehrgeiz, Respekt, Strebsamkeit, Rationalität, Selbstverantwortung, Höflichkeit, Dankbarkeit. Zu vermeiden gelte es: Müßiggang, Unzucht, Unordnung, Lüge, Ungehorsam — kurz: das Lotterleben.«

Stahl schüttelte den Kopf. »Ich finde in dieser Liste nichts Verwerfliches. Dann bin ich wohl ein Konservativer?«

»Ich glaube auch, dass Sie in dieser Hinsicht ein Konservativer sind. Und keine Angst, ich will Sie nicht zu einem Achtundsechziger machen. Ich will nur die Unterschiede verdeutlichen. Die Achtundsechziger haben wie gesagt Erziehung nicht grundsätzlich infrage gestellt, auch wenn sie das vielleicht geglaubt haben. Sie haben nur andere Dinge zu allgemeingültigen Werten erhoben, als da wären: Emotionalität, Sensibilität, Altruismus, Genügsamkeit, Gleichheit,

Achtsamkeit, Naturverbundenheit, Konsumverzicht, Solidarität, Kooperation, soziale Gerechtigkeit. Abgelehnt wurden hingegen: Egoismus, Gier, Neid, Geiz, Eitelkeit, Arroganz, Ehrgeiz, Konkurrenz, Konformismus und fast alle Begriffe, die Konservative für Tugenden halten. So wurden die Kinder der Achtundsechziger ebenso erzogen. Ruben sollte seine Förmchen auch mal abgeben. Vanessa wurde beigebracht, dass alle Menschen gleich wertvoll sind. Torben wurde angehalten, die Holzautos gelegentlich durch Puppen zu ersetzen. Jessica trug selbstgestrickte Socken und Pullover. Sie aßen alle Vegetarisches aus dem Bioladen, trafen sich beim Shopping in Dritte-Welt- und Secondhand-Läden, mussten gemeinsam im Montessori-Kindergarten spielen, wozu sie Lust hatten, und tanzten später in der Waldorfschule ihren Namen.«

Stahl lachte so laut, dass sich die Fluggäste in den beiden Reihen vor ihm umdrehten.

»Ich habe das überzeichnet und will mich über niemanden lustig machen. Außerdem habe ich verallgemeinert, denn weder alle Konservativen noch alle Linken sind gleich und zwischen ihnen liegt ein breites Spektrum. Ich mache das bewusst, um wie in einem Modell die Realität zu vereinfachen. Zumindest das, was ich für die Realität halte. Ich bilde mir nicht ein, die Wahrheit zu kennen. Ich kann natürlich nur über meine Wahrnehmung sprechen. Ich hoffe, dass die modellhafte Vereinfachung meiner Wahrnehmung der Realität zu Ihrer Klarheit beiträgt.«

»Ich habe mit dem Überzeichnen kein Problem. Im Gegenteil.«

»Ich glaube, dass sich nicht jedes antiautoritäre Kind so individuell und einzigartig entwickelt hat, wie es ohne Erziehung nur aufgrund seiner Anlagen der Fall gewesen wäre. Antiautoritäre Erziehung ist auch eine Form der Erziehung. Der Begriff ist ein Oxymoron ...«

Stahl drückte nochmal den virtuellen Not-Aus-Knopf auf seiner Lehne, dieses Mal ohne den zugehörigen Sirenen-Ton, weil er nicht wieder die Aufmerksamkeit der ganzen Businessclass auf sich ziehen wollte.

»Danke. Ein Oxymoron ist ein Widerspruch in sich, so wie ein schwarzer Schimmel. Antiautoritäre Erziehung kann es nicht geben, denn Erziehung erfordert Autorität, sonst wäre es eine Beziehung.«

»Wie definieren Sie denn Erziehung?«

»Erziehung formt das Kind und ist etwas anderes als Beeinflussung, die bei jeder Unterhaltung von Erwachsenen stattfindet. Bei der Erziehung stellen sich Vater oder Mutter über das Kind und ziehen es zu einem Ziel, das sie bestimmen. Anweisungen werden auch gegen den Willen des Kindes durchgesetzt. Dabei stellen erziehende Eltern Gebote und Verbote auf und sorgen mit Gewalt für deren Einhaltung. ›Gewalt‹ kommt vom althochdeutschen Verb ›waltan‹, was so viel bedeutet wie ›beherrschen‹. Das muss keine körperliche Gewalt sein. Liebesentzug ist bei Kindern schon ein gewaltiger Hebel, denn wie gesagt: Ohne die Unterstützung der Eltern ist das kleine Kind nicht lebensfähig. Gewaltfreie Erziehung ist daher auch ein Oxymoron. Ich befürworte Er-Ziehung in folgendem Wortsinn: Er — der Vater — zieht sich aus Leben des Kindes zurück, sodass es selbst für ein ausgewogenes Wohlbefinden sorgen kann. Sieziehung befürworte ich natürlich auch.« DuMont lachte über seinen eigenen Witz.

Stahl lachte nicht und spielte unruhig mit dem Gepäcknetz am Sitz vor sich herum. »Für mich ist das ›Laissez-faire‹, ein völlig freies Gewährenlassen oder Nichteinmischen.«

»Um dem Missverständnis nicht mit Karacho in die Arme zu rennen: Ein Verzicht auf Erziehung ist nicht gleichbedeutend mit einer optimalen Unterstützung des Kindes beim Erwachsenwerden. Vernachlässigung und Verwöhnung sind auch ohne Erziehung möglich. Es reicht nicht, dem Kind ein Dach überm Kopf wie Essen im Topf zu bieten und es dann sich selbst zu überlassen. Das Kind braucht neben der Sicherheit auch Bindung und Informationen. Beides kostet Zeit und die meisten Hirnforscher meinen, es sei nicht ausreichend, die Kinder tagsüber in die Kita zu schicken und sie abends vor einen Bildschirm zu setzen.«

Stahl schmunzelte. Aber nur kurz. Dann fiel ihm ein, dass es bei Jannik oft so war.

DuMont zog sein Jackett wieder an. »Im Gegensatz dazu sehe ich es nicht als Verwöhnung, wenn Eltern viel Zeit mit dem Kind verbringen und das Kind reichlich Aufmerksamkeit, Liebe und Verbindung bekommt. Meiner Meinung nach gibt es da kein Zuviel, solange das Kind einverstanden ist. Von Verwöhnung würde ich sprechen, wenn man dem Kind Dinge abnimmt, die es selbst kann und will. Auch da gibt es keine allgemeingültige Norm, die Antwort darauf gibt, welche Menge von Unterstützung dem Kind am meisten hilft. Es ist vielmehr ein ständiges Abwägen von Gelegenheiten und Gefahren. Sehe ich hauptsächlich Gefahren, wird mein Kind eher langsam selbstständig. Sehe ich keine Gefahren, kann sich mein Kind überschätzen und Schaden nehmen. Ich frage mich meist: Wie wird mein Kind mit einem Risiko, das für sich und mich akzeptabel ist, immer eigenverantwortlicher und eigenmächtiger? Denn ich bin sicher, dass das am Ende ein ausgewogenes kindliches Wohlbefinden am wahrscheinlichsten macht. Leiste ich dazu einen Beitrag, steigert es auch mein Wohlbefinden. Diese Grauzonen beim Abwägen von Gelegenheiten und Gefahren erscheinen unbefriedigend, aber Versuch und Irrtum weisen den Weg.

»Also gut, auch wenn Sie Ihr Kind nicht vernachlässigen oder verwöhnen ist es doch trotzdem ein Laissez-faire.«

»Ich habe mit dem Begriff ›Laissez-faire‹ kein Problem. Ich wollte nur sagen, dass Laissez-faire nicht ausreicht, um zu beschreiben, was mir beim Zusammenleben mit Kindern wichtig ist. Laissez-faire ist also aus meiner Sicht notwendig, aber nicht hinreichend. Mich stört allerdings die Befehlsform bei der gängigen Schreibweise mit ›ez‹.«

Stahl wirkte verwirrt. »Kann man das anders schreiben?«

»Ja, mit ›er‹. Das ist der Infinitiv, übersetzt ›gewähren lassen‹. Das ›ez‹ am Ende ist im Französischen der Imperativ, übersetzt ›lasst gewähren!‹. Darin steckt die Forderung an andere, dass die auch die Haltung des Gewährenlassens haben sollten. Damit mache ich mich davon abhängig, ob die anderen meiner Forderung folgen oder nicht. Ich habe für mich entschieden, dass ich die anderen fast immer gewähren lasse, ohne das mit der Forderung zu verbinden, andere sollten sich genauso verhalten. Deshalb der Infinitiv ›Laisser-faire‹. Ich habe ›fast immer‹ gesagt, denn dass ich nicht fordere, bedeutet nicht, dass ich mir devot alles gefallen lasse: Bevormundungen, die mir nicht passen, ignoriere ich und Angriffe wehre ich so ab, wie ich das für angemessen halte. ›Laisser-faire‹ ist kein radikaler Pazifismus, bei dem ich mein eigenes Wollen der Parole wegen opfere. Ich sehe auch in ›Toleranz‹ keinen allgemeingültigen

Wert. ›Tolerantia‹ bedeutet im Lateinischen ›Fähigkeit zu ertragen‹. Manche Dinge will ich nicht ertragen. Da werde ich etwas unternehmen, um mein Unwohlsein zu beseitigen.«

»In letzter Zeit hört man immer wieder diesen Spruch ›Keine Toleranz gegenüber Intoleranz!‹, was halten Sie davon?«

»Ich würde denjenigen fragen, auf welche Intoleranz er sich bezieht. ›Keine Toleranz gegenüber Milch-Intoleranz‹ wird er nicht meinen. Mir drängt sich die Vermutung auf, dass da jemand sein Weltbild anderen oktroyieren will. Er braucht nichts erdulden, was ihm nicht passt, aber ich möchte selbst entscheiden, was *ich* erdulde und was nicht. Um Ihre Frage zu beantworten: Mein Spruch wäre es nicht, aber ich gewähre jedem freie Religionsausübung. Ich lasse ihm sogar seine Illusion, er wäre da frei, weil ihn keiner zwingt.«

Stahl lachte. Ach wenn er DuMonts Überzeugung, die Welt sei deterministisch, nicht teilte, freute er sich, diese Philosophie jetzt zu kennen und zu verstehen.

DuMont schaute kurz aus dem Fenster. Berlin war nun deutlich zu erkennen. »Zurück zum Kind: Mir ist wichtig, dass ich mein Kind nicht aus einem Pflichtgefühl heraus unterstütze, sondern weil ich weiß, dass sich die investierte Zeit höchstwahrscheinlich auszahlt — oft gleich in dem Moment durch mein Wohlgefühl bei der Verbindung, aber auch langfristig. Einem Kind gegenüber kann ich meinen Willen fast immer per Befehl durchsetzen. Aber wird mein Kind in diesem Fall weiter Interesse an einer Verbindung haben, wenn es unabhängig ist? Ich glaube, das ist unwahrscheinlicher.«

»Im Moment wird sich gerne über Helikopter-Eltern lustig gemacht. Was sagen Sie dazu?«

»Es spricht aus meiner Sicht nichts dagegen, sein Kind vom Fußballtraining zum Klavierunterricht und danach zum Chinesisch-Abend zu fahren, wenn es daran Freude hat und sich das so wünscht. Wenn mein Kind diese Wünsche äußert, würde ich mich allerdings versichern, ob wirklich Neugier und Kreativität die Triebfedern sind und sich dahinter kein Bindungswunsch verbirgt. Ich hätte Sorge, dass mein Kind versucht, mir meine Wünsche von den Augen abzulesen, um so mehr geliebt zu werden. Ich würde mich fragen, ob ich von einem Superkind träume und nur Lippenbekenntnisse abgebe, wenn ich sage, dass mir Eigenmotivation wichtig ist. Wäre das so, könnten viele Kinder mit ihren feinen Antennen hinter dem Gesagten das Gemeinte erkennen und in der Hoffnung auf Liebe Eigenmotivation heucheln. Weiß das Kind sicher, dass kein Liebesentzug droht, wenn es nur das macht, wozu es Lust hat, wird die Nachfrage nach Chinesisch-Unterricht sicher dramatisch sinken.

Ich verstehe die Motivation der sogenannten Helikopter-Eltern: Sie wollen ihrem Kind den Start ins Leben erleichtern und sie sorgen sich, dass Chancen verpasst werden und sich Lern-Fenster schließen. Hänchen lernt jedoch nur leichter als Hans, wenn beide die gleiche Eigenmotivation mitbringen. Der eigenmotivierte Hans lernt schneller als das desinteressierte oder fremdmotivierte Hänchen. Neben den Helikopter-Eltern gibt es noch die Rasenmäher-Eltern. Kennen Sie die?«

Stahl lachte. »Nein, den Begriff habe ich noch nicht gehört.«

»Die machen dem Kind den Weg frei. Sie haben ständig Angst, dass irgendetwas ihr Kind überfordert und deshalb nehmen sie ihm alles ab. So lernt das Kind nur langsam, Probleme selbst zu lösen und machtvoller zu werden.«

Stahl nickte. »Die kenne ich zur Genüge. Aber noch mal zurück zum Grundsätzlichen: Was ist

denn für Sie die Alternative zu autoritärer oder antiautoritärer Erziehung? Und wo stehen sie zwischen ›pro Kultur‹ und ›pro Natur‹?»

In diesem Moment setzte das Flugzeug ungewöhnlich hart auf der Landebahn auf. Stahl erschrak, denn er war so in das Gespräch vertieft, dass er die Welt um sich herum vergessen hatte.

»Die Alternative zu jeglicher Art der Erziehung ist Empathie. Ich definiere Empathie als Wahrnehmen des eigenen Fühlens und Wollens — und das der anderen. Empathie ist pro Natur und pro Kultur.«

»Vorhin hatten Sie die Frage zurückgestellt, was Wollen ist, worin der Unterschied zum Sollen besteht und wie das mit dem Fühlen zusammenhängt. Mich dünkt, als wäre jetzt die geeignete Zeit und der geeignete Ort.«

»Die Hauptstadt ist in der Tat der geeignete Ort, um über Sollen und Wollen zu sprechen. Das Wollen eines Menschen ist der Grund und die Voraussetzung all seiner Handlungen. Das Wollen ergibt sich aus der Neuronenstruktur im Gehirn, die sich wiederum aus Einflüssen der Natur und der Kultur gebildet hat. Ich verwende als Synonym für das Wollen den Begriff ›Handlungsmuster‹. Sollen wiederum ist ein Handlungsmuster für andere. Man könnte also auch sagen: Sollen ist das Wollen für andere. Ein Beispiel:

Die Neuronenstruktur im Gehirn des Kindes repräsentiert Lust auf Spielen. Es entsteht ein Gefühl des Unwohlseins in Form von Langeweile und Unruhe. Das Kind beginnt, mit den Kartoffeln auf dem Teller zu spielen. Jetzt kommt ein Sollen der Eltern: ›Mit Essen spielt man nicht!‹ Durch vergangene Erfahrungen hat das Kind gelernt: Richtet es sich nicht nach dem Sollen der Eltern, droht größeres Ungemach als das der Langeweile. Das Handlungsmuster des Kindes passt sich an und das Sollen wird zu einem Wollen. Unterwerfung verspricht das größte Wohlsein oder das geringste Unwohlsein. Durch das ständige Unterdrücken von Unwohlsein verliert das Kind den Zugang zu seinem Wollen. Das Unwohlsein ist jedoch so wichtig wie eine Tankanzeige: Steht sie im roten Bereich, fehlt etwas. Die Tankanzeige der Eltern schiebt sich permanent vor die des Kindes. Die Fähigkeit des Kindes, die eigene Tankanzeige abzulesen und darauf angemessen zu reagieren, verkümmert oder wird erst gar nicht ausgebildet. Ich nenne das eine Lernstörung. Das Kind bleibt ohnmächtig und abhängig. Ich habe da auch eine ungewöhnliche Definition des Wahnsinns ...«

»Immer das Gleiche tun und andere Ergebnisse erwarten?«

»Nein, das ist die Definition, die Einstein immer wieder in die Schuhe geschoben wird. Die sinnlichen Wahrnehmungen sind: Sehen, Hören, Riechen, Schmecken und Fühlen. Wer allerdings glaubt, das Fühlen durch Denken ersetzen zu können, der unterliegt einem Wahn-Sinn.«

»Das kannte ich noch nicht.«

»Und wer das Denken durch Fühlen ersetzen will, der degradiert sich zum Säugling. Es braucht also beides: Ich bin pro Natur, denn ich vertraue auf die von der Natur gesetzten Steuerungsmechanismen: Triebe, Emotionen, Gefühle, Bedürfnisse. Ich bin aber auch pro Kultur, denn ich lerne von den Erfahrungen anderer Menschen. Ohne die Zivilisationskultur befänden auch wir zwei uns noch immer auf dem Niveau der Steinzeitmenschen.«

Inzwischen hatte das Flugzeug geparkt und wie üblich standen alle Fluggäste auf, obwohl

noch niemand aussteigen konnte. Ein Herr, der in der Reihe vor DuMont und Stahl gesessen hatte, wandte sich an DuMont: »Entschuldigen Sie, dass ich Sie anspreche, aber ich wurde Zeuge Ihres Gespräches und ich möchte mich gerne bedanken. Das waren so viele Inspirationen dabei, die sicher noch lange in mir arbeiten werden. Wenn ich es richtig verstanden habe, sind Sie Unternehmensberater. Haben Sie vielleicht eine Karte? Ich bin im Vorstand einer kleinen Aktiengesellschaft und wir holen uns oft Beratung ins Haus.«

Stahl griff in sein Tasche, reichte dem Herrn eine Visitenkarte und sagte: »Gerne. Auf meiner Internetseite finden Sie alles.«

Inzwischen wurden die Türen geöffnet und Stahl verließ hinter DuMont das Flugzeug. Als die beiden den Sicherheitsbereich verlassen hatten und sich ihre Wege trennten, fragte DuMont: »Also, wollen Sie mit mir Radfahren?«

Stahl schürzte die Lippen und sagte nach einer kurzen Pause: »Ich kann das leider nicht frei entscheiden. Ich konsultiere mal mein Gehirn. Einen Moment.« Stahl hielt drei Finger an seine rechte Schläfe und tat so, als lauschte er einer Stimme in seinem Ohr. »Ich habe gute Nachrichten, die Zentrale hat positiv entschieden.« Er lachte. Die beiden tauschten ihre Telefonnummern aus und verabschiedeten sich.

12. Zu Hause

»Ich bin wieder da.« Stahl zog seine Schuhe aus, machte sich in der Küche einen Espresso und begann endlich, seine Tour zu lesen.

»Denkst du dran, die leeren Gasflaschen zu tauschen?«

»Mach ich morgen. Was gibt's denn zum Abendessen?«

»Vegetarisch, wenn du kein Gas für den Grill besorgst.«

»Die Flaschen können unmöglich schon leer sein. Die habe ich erst vor zwei Wochen geholt.«

»Du hast zweimal vergessen, die Flasche zuzudrehen.«

»Dann fahre ich später, jetzt bin ich zu kaputt. Ich bin heute um fünf aufgestanden.«

»Und wann denkst du, sollen wir essen? Jannik muss morgen in die Schule.«

»Kannst *du* nicht mal schnell zur Tankstelle fahren?«

»Denkst du, ich bin nicht kaputt? Ich habe von neun bis sechs im Laden gestanden und weil Katrin krank ist, nicht mal eine Mittagspause gehabt.«

»Ok, ich gehe in einer halben Stunde.«

»Das ist zu spät. Dass ich bei solchen Sachen immer argumentieren muss.«

»Ich geh ja schon.« Stahl stöhnte und ließ seine Zeitschrift demonstrativ auf den Boden fallen. Er zog sich im Flur die Schuhe wieder an und warf die Haustür etwas fester ins Schloss als nötig. An der Tankstelle entschied er sich, in die Waschanlage zu fahren, das Auto zu saugen und zu tanken. Nach einer halben Stunde parkte er wieder vor dem Haus. Er schaute im Auto noch schnell nach den neusten Nachrichten auf dem Handy und vergaß dabei die Zeit. Nach einer Dreiviertelstunde stand er mit den Gasflaschen in seinem Haus.

»Das kann doch nicht so lange dauern, zwei Gasflaschen zu kaufen.«

»Hättest du gerne ein Protokoll über all meine Tätigkeiten in den letzten dreißig Minuten und darf ich vorher mit einem Anwalt sprechen?«

»Fünfundvierzig. Salat, Kartoffeln und Gemüse sind fertig. Grillst du das Fleisch und deckst den Tisch?«

»Den Tisch könnte doch mal das Kind decken. Wo steckt der Kerl überhaupt?«

»In seinem Zimmer und macht Hausaufgaben.«

Stahl ging zu Janniks Tür, klopfte, aber wartete nicht auf Antwort und trat ein. Jannik stand mit nacktem Oberkörper vor dem Spiegel seines Kleiderschranks und poste wie ein Body-Builder.

»Papa, du könntest wenigstens warten, bis ich ›herein‹ sage.«

»Nächstes Mal. Mami hat gesagt, du machst Hausaufgaben.«

»Mach ich ja.«

»Sehe ich. Würdest du den Tisch decken? Wir essen gleich.«

»Wenn's sein muss.«

»Wenn du nichts essen willst, brauchst du den Tisch nicht zu decken.«

»Ich mach's ja schon.«

Nachdem Stahl die Steaks gegrillt, Nina eine Soße gekocht und Jannik den Tisch gedeckt hatte, begann die Familie zu essen.

»Wie war deine Arbeitstagung?«

»Wie immer.«

»Wird es irgendwelche Veränderungen geben?«

»Nein.«

»Wie war das Wetter in München?«

»Es war ok.«

»Und hattest du einen guten Flug?«

»Ja.«

»Lass dir doch nicht alles aus der Nase ziehen.«

»Ich antworte doch. Was willst du denn noch wissen?«

»Wie es dir geht.«

»Alles in Ordnung.«

Nina seufzte und Jannik stocherte in seinem Essen herum. »Schmeckt's dir nicht, Kind?«

»Ich habe keinen Hunger.«

»Du hast das Gemüse ja gar nicht probiert. Das sind Pastinaken, die schmecken lecker.«

»Mir schmecken sie nicht.«

»Alex, du hast sie ja auch nicht gegessen. Für euch zu kochen, ist frustrierend. Dabei habe ich mir mit der Soße so viel Mühe gegeben.«

»Darf ich aufstehen, Mami?«

»Ja, aber räum deine Sachen in die Spülmaschine.«

Jannik tat wie ihm aufgetragen und verschwand in seinem Zimmer. Als er die Tür geschlossen hatte und seine Musik bis in die Küche zu hören war, sagte Nina leise zu ihrem Mann: »Heute ist ein Brief vom Schuldirektor gekommen. Er hat uns einbestellt. Es hat einen Vorfall gegeben, über den er mit uns sprechen will.«

»Was hat Jannik wieder ausgefressen?«

»Das stand da nicht.«

»Hast du den Jungen nicht gefragt?«

»Nein, ich wollte erst mit dir sprechen.«

»Was soll ich dazu sagen?«

»Ob wir erst mit Jannik sprechen oder erst mit dem Direktor.«

»Wenn wir Jannik fragen, erfahren wir nur die halbe Wahrheit und heute habe ich keine Energie mehr für ein Erziehungsgespräch.«

»Dann rufe ich morgen in der Schule an und frage, wann wir kommen können.«

»Ich habe morgen erst mittags Kunden-Termine.«

Nina räumte den Tisch ab und Stahl verschwand in seinem Arbeitszimmer. Neben dem Schreibtisch und den Aktenschränken stand dort sein Rennsimulator. Wenn er nicht arbeitete oder auf dem Rennrad saß, fuhr er im Internet Formel-3-Rennen. In seinem Recaro-Rennsitz mit dem Carbon-Lenkrad in den Händen, den Füßen auf hydraulischen Tilton-Pedalen aus dem Rennsport und der Virtual-Reality-Brille auf dem Kopf, konnte er die Welt ausblenden. Auf iRacing trafen sich jede Stunde zwanzig bis fünfzig Hobby-Rennfahrer, um auf originalgetreuen Rennstrecken um Meisterschaftspunkte zu kämpfen. Nach jedem Rennen war er nassgeschwitzt, denn Lenk- und Pedalkräfte entsprachen denen eines echten Rennwagens. Nach wenigen Minuten war er so tief in die virtuelle Welt eingetaucht, dass sein Herz raste, als ginge es um Leben und Tod. Die Intensität von Angst und Ärger war kaum zu unterscheiden

von der echter Rennen. Eigentlich wollte er immer nur ein Rennen fahren, aber wenn das nicht lief, musste er wenigstens mit einem erfolgreichen Rennen aufhören und so fuhr er weiter. Lief es prächtig, wollte er seinen Lauf nutzen und noch mehr Punkte sammeln. So war es auch heute: Erst nach drei Rennen und nach Mitternacht fand er ein Ende. Er duschte und schlich sich ins Ehebett, in welchem seine Frau bereits fest schlief.

13. Besuch in der Schule

»Wach auf, es ist schon neun.«

Stahl drehte sich noch einmal um und stöhnte.

»Ich habe bereits mit der Schule telefoniert. Unser Termin ist um halb zehn.«

»Wie spät ist es?«

Nina mit energischerer Stimme: »Neun!«

»Und wo haben wir einen Termin?«

»In der Schule.«

»Wann denn?«

»In einer halben Stunde!«

»Warum hast du mich nicht früher geweckt?«

»Ich habe dich schon zweimal geweckt.«

Stahl stand auf und ging ins Bad. Er hatte Kopfschmerzen, denn nach den Rennen war er so aufgedreht, dass er lange nicht einschlafen konnte. Eigentlich wollte er so früh aufstehen, dass er mit Jannik reden konnte. Der war inzwischen längst in der Schule. Bei der Vorstellung, unvorbereitet mit dem Schuldirektor reden zu müssen, war ihm unwohl. Er zog sich schnell an, verzichtete zähneknirschend auf den morgendlichen Espresso und stieg mit seiner Frau ins Auto.

»Du siehst ganz schön zerknittert aus. Wann bist du gestern ins Bett gekommen?«

»Weiß ich nicht. Wie lange darf ich abends denn aufbleiben?«

»Tzz.« Nina verdrehte die Augen und schaute aus dem Beifahrerfenster.

Nach zehnminütiger Fahrt ohne ein weiteres Wort bog Stahl in die Einfahrt der Schule ein.

»Da darfst du nicht parken. Die Parkplätze auf dem Hof sind nur für Lehrer.«

»Mir egal. Die haben uns einbestellt, dann suche ich nicht eine halbe Stunde nach 'nem Parkplatz.« Stahl parkte das Auto auf dem Parkplatz mit dem Schild »Hausmeister« und kommentierte den vorwurfsvollen Blick seiner Frau mit den Worten: »Der kann Jannik wenigstens keine schlechten Noten geben.« Die beiden stiegen die Treppe zum ersten Stock hinauf. Sie kannten den Weg zum Büro von Herrn Pflug, dem Direktor des Gymnasiums, denn es war nicht ihr erstes Gespräch mit ihm. Nachdem die Schulsekretärin sie beim Direktor angemeldet hatte, traten Stahl und seine Frau ein. Sie schüttelten Herrn Pflug die Hand und nahmen zusammen mit ihm an dem runden Besprechungstisch Platz, der neben seinem Schreibtisch stand.

»Frau Stahl, Herr Stahl, darf ich ohne Umschweife zur Sache kommen?«

»Sicher.«

»Ihr Sohn Jannik ist in einer seiner Freistunden auf das Dach der Sporthalle geklettert und hat von da eine Actioncam an einem Selfiestick abgelassen und so die Mädchen-Duschen gefilmt. Diese Oberlichter liegen vier Meter über dem Boden und sind deshalb normal verglast. Er hat seine Mitschülerin Nicole Küpper aufgenommen und den Film ins Internet gestellt. Sie ist eindeutig zu erkennen.«

Nina Stahl hielt sich die Hand vor die Augen. »Oh mein Gott.«

»Nach § 33 KUG — das ist das Gesetz zum Urheberrecht an Werken der bildenden Künste und der Photographie — dürfen Bilder nur mit Einwilligung des Abgebildeten verbreitet oder

öffentlich zur Schau gestellt werden. Der Strafraum liegt bei Geldstrafen und bei einer Freiheitsstrafe von bis zu einem Jahr.« Jetzt hielt sich Alexander Stahl die Hand vor den Mund. »Die Staatsanwaltschaft oder Polizei ermitteln aber nicht unaufgefordert. Der oder die Geschädigte muss Strafantrag stellen. Es könnten auch zivilrechtliche Ansprüche gegen Ihren Sohn erhoben werden. Das hieße: Geldentschädigung. Ich will Ihnen keine Angst machen, aber wir reden hier über bis zu fünfstelligen Beträge. Im Strafgesetzbuch ist das im Paragraph 201 a geregelt, falls Sie das nachschlagen wollen.«

»Das darf doch alles nicht wahr sein.« Stahl schüttelte den Kopf und blickte aus dem Fenster ins Leere. Nina liefen Tränen über die Wange.

»Ich habe mit der Mitschülerin und ihren Eltern gesprochen: Ich konnte sie davon überzeugen, noch keinen Strafantrag zu stellen. Jannik hat den Film inzwischen gelöscht, aber die Familie Küpper hat mit Atomshot, einer Screenshot-Software, Datum und Zeit beweiskräftig gesichert. Das Ganze lässt sich also nicht so leicht aus der Welt schaffen.«

»Was sollen wir denn jetzt machen?«, wollte Stahl wissen.

»Ich empfehle Ihnen, mit der Familie Kontakt aufzunehmen. Ehepaar Küpper hat mir gestattet, Ihnen ihre Telefonnummer zu geben.« Pflug reichte Stahl einen Zettel. »Außerdem würde ich Jannik dringend empfehlen, sich bei Nicole zu entschuldigen. Das hat er, so weit ich weiß, bis jetzt nicht getan.«

»Vielen Dank, Herr Pflug. Gibt es sonst etwas, das wir wissen sollten?«

»Über die Konsequenzen von Seiten der Schule habe ich noch nicht entschieden. Sollte es zu einer rechtlichen Verurteilung Ihres Sohnes kommen, wäre ein Schulverweis unvermeidlich. Mir wären dann die Hände gebunden. Ich mag Jannik. Ich habe ihn, wie Sie wissen, letztes Jahr in Politik unterrichtet. Er ist ein netter und aufgeweckter Junge, aber was er sich da geleistet hat, ist kein Kavaliersdelikt. Das muss und wird Konsequenzen haben.«

Stahl nickte. »Das ist klar. Sie können sich darauf verlassen, dass wir nicht einfach zur Tagesordnung übergehen. Das wird auch bei uns Konsequenzen haben.«

»Gut. Melden Sie sich bei mir, wenn Sie mit Familie Küpper gesprochen haben.«

»Das machen wir.« Stahl stand auf. Man schüttelte sich die Hände und Ehepaar Stahl verließ das Büro.

Bis sie im Auto saßen, versuchte Nina Stahl Haltung zu bewahren, aber sobald das Schultor hinter ihnen lag, schluchzte sie: »Was ist bloß mit dem Jungen los? Was haben wir nur falsch gemacht?«

»Wir falsch gemacht? Ich habe ihm das nicht beigebracht. Und du hoffentlich auch nicht. Wenn wir was falsch gemacht haben, dann, dass wir seine Leine zu locker gelassen haben. Aber das ist ab heute vorbei, das kann ich dir versprechen. Dass ich ihm den A1 Führerschein bezahle, kann er vergessen. Jetzt werden andere Seiten aufgezogen.«

»Und du denkst, dass Strafen das Problem lösen?«

»Nein, aber ein Kuschelkurs mit Belohnungen sicher auch nicht.«

»Dass es nicht gutgehen wird, wenn du dich immer mit Geschenken freikaufst, habe ich schon lange geahnt.«

»Freikaufst — wovon soll ich mich denn freikaufen?«

»Davon, dass du nie Zeit mit ihm verbringst.«

»Aha. Jetzt bin ich daran schuld, dass Jannik seine Mitschülerinnen mobbt.«

»Siehst du denn nicht, dass solche Aktionen ein Hilfeschrei sind?«

»Du glaubst das wirklich. Das kann nicht wahr sein. Jannik stellt Nacktfotos ins Internet, um damit zu sagen: ›Papi, verbring mehr Zeit mit mir.««

»Ich sehe schon. Es ist nicht möglich, mit dir sachlich und ernsthaft darüber zu reden.«

»Sachlich und ernsthaft« — indem du mir jetzt die Hauptschuld zuweist? Vielleicht sollte mich der Richter ein Jahr lang einsperren, weil ich täglich zehn Stunden Kunden besuche und dafür Sorge, dass wir das Haus abbezahlen, die Leasingraten für zwei Autos überweisen und deinen Schuhschrank regelmäßig aufstocken können?«

»Das nennst du jetzt sachlich? Darf ich daran erinnern, dass ich auch arbeite?«

»Dein Lohn reicht nicht mal für ein Auto.«

»Was redest du denn? Die Leasingrate für den Mini beträgt 400 Euro.«

»Ach, und die Sonderzahlung von 18.000 ist vom Himmel gefallen? Das sind auf 36 Monate noch mal 500 Euro, plus Versicherung, Steuer, Sprit, Reifen. Glaub mir, Schätzchen, dein Gehalt reicht nicht mal für ein Auto — zumindest nicht für eines, mit dem du deine Freundinnen beeindrucken kannst.«

»Ich weiß nicht, was das jetzt alles mit Janniks Problemen in der Schule zu tun haben soll.«

»Nichts, aber wer hat denn behauptet, dass ich mich freikaufe und zu wenig Zeit mit ihm verbringe?«

»Auf diesem Niveau diskutiere ich nicht weiter mit dir.«

»Dito.«

»Setz mich bitte im Laden ab.«

»Ich dachte, du musst heute nicht arbeiten.«

»Setz mich bitte im Laden ab.«

»Bitte.«

Stahl fuhr seine Frau in das Schuhgeschäft, indem sie arbeite. Sie verließ wortlos den Wagen und Stahl verlegte telefonisch ein paar seiner Kundentermine nach vorne; er wollte nachmittags zu Hause sein, um sich Jannik vorzuknöpfen.

14. Familiengespräch

Als Jannik nach Hause kam, warteten seine Eltern am Küchentisch auf ihn.

»Jannik, wir müssen reden. Setz dich bitte.« Jannik nahm am Tisch Platz, wobei er jeden Augenkontakt vermied. »Deine Mutter und ich wurden heute vom Schuldirektor vorgeladen und er hat uns erzählt, dass du deine Mitschülerin Nicole Küpper nackt unter der Dusche gefilmt und den Film ins Internet gestellt hast. Was hast du dazu zu sagen?«

»Ich habe den Film schon gelöscht.«

»Dir ist doch klar, dass man im Internet nichts sicher löschen kann. Du kannst nicht wissen, wie viele Leute dein Video schon auf ihrem Computer gespeichert haben.«

»Es war nur ein paar Stunden online.«

»Aber irgendjemand muss das Video gesehen haben, sonst wüsste niemand davon.«

»Ein paar meiner Freunde.«

»Weißt du denn nicht, wie schnell sich sowas verbreitet?«

»Ich hab doch gesagt, es war nur kurz online.«

»Es spielt doch keine Rolle, ob es hundert oder tausend Leute gesehen haben. Jeder Einzelne ist einer zuviel. Was in aller Welt hat dich da geritten?«

»Es war nur ein Spaß.«

»Ein Spaß? Ich glaube, Nicole und ihre Eltern können über deinen Spaß nicht lachen. Weißt du eigentlich, welche Konsequenzen dein ›Spaß‹ haben kann?«

»Wahrscheinlich bekomme ich einen Tadel.«

Stahl lachte künstlich. »Das habe ich mir gedacht. Du hast keinen blassen Schimmer. Kennst du den Paragraphen 201 a Strafgesetzbuch?«

»Bin ich Rechtsanwalt?«

»Jetzt werd auch noch frech. Ich lese dir mal vor, was da drin steht.« Stahl nahm sein Handy vom Tisch und las vor: »Mit Freiheitsstrafe bis zu zwei Jahren oder mit Geldstrafe wird bestraft, wer von einer anderen Person, die sich in einer Wohnung oder einem gegen Einblick besonders geschützten Raum befindet, unbefugt eine Bildaufnahme herstellt oder überträgt und dadurch den höchstpersönlichen Lebensbereich der abgebildeten Person verletzt.« Es gab Fälle, da betrug die Geldstrafe 25.000 Euro. Mit einem Tadel, mein Sohn, wirst du nicht davon kommen. Wenn du vorbestraft bist, wird dich das dein Leben lang verfolgen. Meinst du, du bekommst damit irgendeinen anständigen Job? Da kannst du froh sein, wenn du den Rest deines Lebens in einer Fischfabrik den Boden feudeln darfst.«

»Das mit dem Gesetz wusste ich nicht.«

»Du hast doch nicht ernsthaft gedacht, sowas wäre legal, etwa ein dummer Jungenstreich.«

»Ich habe nicht darüber nachgedacht.«

»Was, bitteschön, hast du denn gedacht?«

»Nichts.«

Jetzt wandte sich Nina an ihren Sohn: »Kannst du dir vorstellen, wie es für uns war, zum Direktor zitiert zu werden und uns so für unser Kind schämen zu müssen?«

»Es tut mir leid.«

Nina schüttelte den Kopf. »Ich will mir gar nicht ausmalen, wie sich diese Nicole jetzt fühlt als das Gesprächsthema der Schule. Und egal, wem sie begegnet, sie weiß nicht, ob der oder

diejenige das Video gesehen hat. Wieso eigentlich diese Nicole? Die wirst du doch nicht zufällig ausgesucht haben. Hattet ihr mal was miteinander?«

»Neiiiiin.«

»Hast du denn eine Freundin?«

»Ich habe viele Freundinnen.«

»Ich meine eine richtige Freundin.«

»Wird das jetzt ein Verhör?«

»Wir wollen dir doch nur helfen, Junge.«

»Ich brauch keine Hilfe.«

Stahl mischte sich wieder ein. »Ich glaube schon. Deine einzige Chance, halbwegs unbeschadet aus der Sache rauszukommen, besteht darin, Familie Küpper davon zu überzeugen, dich nicht anzuzeigen. Ich glaube nicht, dass du dazu ohne Hilfe in der Lage bist. Wenn es nur nach mir ginge, würde ich dich die Suppe alleine auslöffeln lassen, aber leider steht nicht nur dein Ruf auf dem Spiel. Deine Mutter schämt sich in Grund und Boden. Wir werden deshalb lieber heute als morgen zu den Küppers gehen. Du wirst dich entschuldigen, Asche auf dein Haupt streuen und sie notfalls auf Knien anbetteln, Gnade vor Recht ergehen zu lassen.«

»Oh, nein Papa. Das kannst du nicht von mir verlangen.«

»Da gibt es überhaupt keine Diskussion.«

»Das ist so peinlich, das kann ich nicht.«

»Ach, der Herr schämt sich. Weißt du, was peinlich ist? Peinlich ist, vor dem Schuldirektor sitzen zu müssen und zu erfahren, was das Kind ausgefressen hat, weil du es nicht für nötig gehalten hast, es selbst deinen Eltern zu erzählen. Peinlich ist, sich bei anderen Eltern entschuldigen zu müssen, damit man von einer Klage nicht finanziell ruiniert wird. Peinlich ist, wenn das eigene Kind vor Gericht verurteilt wird. Peinlich ist, wenn man offensichtlich nicht in der Lage ist, sein Kind zu erziehen. Du gehst jetzt in dein Zimmer und bereitest deine Entschuldigung vor und wage nicht rauszukommen, bevor sie fertig ist.«

»Ich habe noch nichts gegessen.«

»Das ist mir egal. ›In dein Zimmer‹, habe ich gesagt.«

Jannik nahm seine Schulsachen, ging in sein Zimmer und knallte die Tür zu. Da platze Stahl der Kragen. Er rannte ihm hinterher, riss die Tür wieder auf und schrie: »Wenn du noch einmal in diesem Haus eine Tür zuknallst, kannst du dir ein neues Zuhause suchen.«

Stahl schloss die Tür mit Nachdruck und ging zurück in die Küche.

Nina dachte laut nach: »Ich weiß einfach nicht, was Jannik dazu bringt, sowas zu tun.«

»Übermut. Dem geht es zu gut. Ich wäre früher nicht auf solche Ideen bekommen. Wenn ich so eine Schande über meine Eltern gebracht hätte, wäre ich froh gewesen, wenn mein Vater nur die Stimme erhoben hätte. Der hätte dafür gesorgt, dass ich zwei Wochen nicht mehr auf meinem Arsch hätte sitzen können.«

»Und du glaubst, dass das die richtige Lösung war?«

»Geschadet hat mir seine harte Hand nicht. Schließlich habe ich keine Nacktbilder von meinen Mitschülerinnen geschossen und verteilt.«

»Das war auch eine andere Zeit.«

»Genau das ist der Punkt. Wenn man Kinder machen lässt, was sie wollen, dann machen die auch, was sie wollen.«

Nina begann, das Abendessen vorzubereiten, und Stahl las seine Tour. Nach einer halben Stunde sagte Nina: »Ich halt's nicht mehr aus. Ich rede jetzt alleine mit Jannik.«

»Ich würde ihn noch eine Weile schmoren lassen.«

»Ich weiß. Ich bin aber nicht du.« Nina ging zu Janniks Zimmer und klopfte.

»Kannst reinkommen, Mami.«

Nina öffnete die Tür und setzte sich zu Jannik aufs Bett. »Woher wusstest du, dass ich es bin?«

»Weil Papi immer klopft und gleichzeitig die Tür öffnet.«

Nina strich ihrem Sohn über die Haare. »Magst du mir nicht sagen, was wirklich los ist?«

»Ich fühle mich scheiße. Ich weiß nicht, was ich Nicole und ihren Eltern sagen soll.«

»Was glaubst du denn, wie die sich fühlen?«

»Na, die werden mich hassen.«

»Die werden wahrscheinlich wissen wollen, warum du das gemacht hast.«

»Nicole hasst mich und will bestimmt, dass ich bestraft werde und von der Schule fliege.«

»Jedes Opfer fragt sich nach dem ›warum?‹ Da solltest du schon eine Antwort präsentieren.«

»Das frage ich mich die letzten Tage selbst dauernd. Aber ganz ehrlich: Ich weiß es nicht. Ich weiß nicht, warum ich das gemacht habe. Irgendwie ist mir die Idee gekommen und dann fand ich die lustig. Ich hätte nie gedacht, dass da so eine große Sache draus werden würde mit Direktor und Strafanzeige und so.«

»Wolltest du deine Freunde beeindrucken?«

»Ich wollte alle zum Lachen bringen. Ist das denn so schlimm?«

»Wenn es auf Kosten anderer geschieht, dann ist das asozial.«

»Ich kann Küppers nicht sagen, dass ich meine Freunde zum Lachen bringen wollte. Das macht die doch nur wütender und dann zeigen die mich sicher an.«

»Dann kannst du ihnen nur sagen, dass es dir leidtut, dass es dir eine Lehre sein wird und dass du sowas nie wieder tun wirst.«

»Aber das macht es nicht ungeschehen.«

»Das kannst du ihnen auch sagen.«

»Was?«

»Dass du es gerne ungeschehen machen würdest, wenn du könntest.«

»Das klingt wie eine Floskel.«

»Nur, wenn du's nicht so meinst.«

»Das wissen die ja nicht.«

»Eine Frau kann spüren, ob du es ernst meinst. Deine Mimik, deine Körpersprache und deine Aura können nicht lügen. Ich würde denen auch sagen, dass ich mich furchtbar schäme, aber nur, wenn es nicht gespielt ist. Schämst du dich denn?«

»Ja, schon.«

»Gut. Ich gehe wieder zu Papi. Um den muss ich mich nämlich auch kümmern. Ach Kind, was du uns da eingebrockt hast. Ich mag mir gar nicht ausmalen, wie peinlich es wird, zum nächsten Elternsprechtag zu gehen und da all den Lehrern und anderen Eltern zu begegnen.«

»Trotzdem danke, Mami.«

Nachdem Nina Janniks Tür geschlossen hatte, rief ihr Mann aus der Küche: »Na, hast du das Kind schön getröstet, damit es sich ja nicht zu mies fühlt?«

»Was denkst du eigentlich, würde dabei herauskommen, wenn wir ihn unvorbereitet in das Gespräch schicken? Der würde keinen zusammenhängenden Satz rausbekommen und wir bekämen sicher eine Anzeige.«

»So, und was ist deine Strategie?«

»Jannik muss erst mal zu sich finden. Dem tut die Sache leid und er weiß nicht mal, warum er das überhaupt gemacht hat.«

»Habe ich dir doch gesagt: Dem geht's zu gut.«

»Und Kinder, denen es schlecht geht, stellen nie was an? Das glaubst du doch selbst nicht.«

»Ok, dann halte ich mich jetzt raus. Wir werden ja sehen, wohin das führt. Aber ich sag dir eins: Wenn es zu einer Geldstrafe kommt, wird der Junge mir das bis auf den letzten Cent zurückzahlen und wenn es zwanzig Jahre dauert. Da kann er sich gleich bei McDonald's bewerben oder bei einer Drückerkolonie.«

Stahl trank den Espresso, den er sich gerade gemacht hatte, in einem Zug aus.

»Dann rufe ich jetzt bei Küppers an und frage, wann sie mit uns reden wollen.«

»Ok.«

Stahl kramte den Zettel hervor, den Pflug ihm gegeben hatte, und wählte die Nummer.

»Küpper.«

»Alexander Stahl, guten Tag Herr Küpper. Herr Pflug hat mir Ihre Nummer gegeben. Sie sind der Vater von Nicole?«

»Ja, das bin ich.«

»Passt es Ihnen, dass wir kurz sprechen?«

»Ja, das geht.«

»Lassen Sie mich bitte als Erstes sagen, dass es uns unvorstellbar leidtut, was Ihrer Tochter passiert ist. Was unser Sohn getan hat, ist unverzeihlich. Wir wissen auch nicht, welcher Teufel ihn da geritten hat.«

»Mmh.«

»Herr Küpper, wir würden gerne persönlich mit Ihnen sprechen, damit wir uns in aller Form bei Ihnen entschuldigen können und vielleicht gemeinsam beraten, welche Konsequenzen angemessen sind.«

»In Ordnung.«

»Wann würde es Ihnen passen?«

»Warten Sie, ich frage meine Frau. Ulrike, Familie Stahl möchte mit uns sprechen. Passt es dir morgen Abend?«

»Ja, 19 Uhr geht.«

»Herr Stahl?«

»Ja, ich höre.«

»Morgen 19 Uhr bei uns. Kantstr. 32.«

»Vielen Dank. Dann bis morgen.«

»Ja, bis morgen. Auf Wiederhören.«

Stahl drückte auf sein Telefon und wandte sich zu seiner Frau. »Sehr kurz angebunden. Das wird ein Speißrutenlaufen, sage ich dir.«

»Nützt alles nichts. Wir haben ja keine Wahl.«

15. Besuch bei Küppers

Kantstraße. »Frau Stahl, Herr Stahl, Jannik, mein Name ist Gerald Küpper, meine Frau Ulrike, meine Tochter Nicole. Kommen Sie doch rein.«

Man schüttelte sich die Hände und nahm zu sechst im Wohnzimmer Platz. Nach einem unangenehmen Moment der Stille ergriff Stahl das Wort: »Wir sind Ihnen dankbar, dass Sie uns die Gelegenheit geben, über die Sache zu sprechen. Wie ich Ihnen schon am Telefon gesagt habe, Herr Küpper, tut uns der Vorfall unvorstellbar leid. Was Ihre Tochter«, Stahl schaute zu Nicole, »was du jetzt durchmachst, das sollte niemand durchmachen müssen. Was Jannik getan hat, ist unverzeihlich. Aber es ist sicher besser, wenn er selbst etwas dazu sagt. Jannik?«

Jannik stand auf wie ein Angeklagter, der sich vor dem Richter erhebt, merkte aber, dass das sonderbar wirkte, und setzte sich wieder. »Ich möchte mich dafür entschuldigen, dass ich dich gefilmt und ins Internet gestellt habe. Ich weiß nicht, warum ich das getan habe. Eigentlich habe ich sowas noch nie gemacht. Ich habe aber daraus gelernt und weiß jetzt, dass ich nie wieder jemandem so etwas antun werde. Ich wünschte, ich könnte es ungeschehen machen, aber das geht leider nicht und jetzt kann ich nur darum bitten, dass du mir verzeihst.«

Nicole schwieg und presste die Lippen aufeinander.

Ulrike Küpper schüttelte den Kopf. »Tsss, was glaubst du denn, wie sich Nicole fühlt?«

»Sie wird mich hassen.« Jannik schaute fragend zu Nicole.

»Was glaubst du denn, wie sie sich fühlt, wenn du dich aus der Gleichung rausnimmst?«

»Verstehe ich nicht. Wie meinen Sie das?«

»Du denkst nur an dich. Hass wäre Nicoles Gefühl in Bezug auf dich. Was glaubst du aber, wie sie sich gegenüber allen anderen Mitschülern fühlt?«

Jannik zuckte mit den Schultern und schaute verzweifelt zu seiner Mutter, doch die half ihm nicht, und Ulrike Küpper sprach weiter:

»Kannst du dir vorstellen, wie entwürdigt sie sich fühlt?« Sie machte eine Pause. »Und gedemütigt?« Wieder eine Pause, die Jannik endlos vorkam. »Und beschämt?«

Jannik zuckte erneut mit den Schultern.

»Siehst du, ich glaube, genau das ist dein Problem. Du kannst dir gar nicht vorstellen, wie man sich als Opfer fühlt.«

Jannik schaffte es nicht mehr, Frau Küpper weiter in die Augen zu schauen, und blickte deshalb zu Boden.

»Und wer nicht fühlen kann«, fuhr Frau Küpper fort, »wie sich das Gegenüber fühlt, der wird eben schnell zum Monster.«

Nina Stahl räusperte sich. »Finden Sie den Begriff ›Monster‹ nicht etwas übertrieben? Schließlich hat Jannik Ihre Tochter nicht vergewaltigt.«

»Siehst du Gerald, ich hab's dir gleich gesagt: Dieses Gespräch hat keinen Sinn.« Jetzt wandte sich Ulrike Küpper an Nina Stahl: »Sie haben ja keine Ahnung. Meine Tochter hat die letzten beiden Nächte durchgeweint. Sie will nie wieder in diese Schule gehen. Es haben sich schon Leute aus Scham das Leben genommen. Nicole würde das natürlich nie tun, denn Nicole lebt in einer intakten Familie, die sie auffangen kann. Das konnte ihr Sohn aber nicht wissen.«

Gerald Küpper legte seine Hand auf den Arm seiner Frau. »Schatz, bitte.«

Stahl sah die Anzeige immer wahrscheinlicher auf sich zukommen, wenn er jetzt keine Wendung herbeiführen konnte. Er ergriff deshalb das Wort: »Ich weiß nicht, ob es zielführend ist, wenn wir jetzt darüber streiten, wie schlimm Janniks Verhalten war oder welches schlimmer oder weniger schlimm ist. Wir sind uns, glaube ich, einig, dass es völlig inakzeptabel war und ich schlage vor, wir reden lieber über die Konsequenzen und darüber, was Nicole am meisten helfen würde.«

Ulrike Küpper schüttelte energisch den Kopf. »Wir können nicht einfach zur Tagesordnung übergehen. Kurz entschuldigen und gut ist's.«

»Das habe ich auch nicht gesagt und nicht gemeint, Frau Küpper.«

»So? Was haben Sie denn gemeint?«

»Ich würde gerne Nicole fragen, was ihr jetzt am meisten hilft.«

Nicole schaute Stahl ein paar Sekunden wortlos an und begann dann zu weinen.

»Sehen Sie, meine Tochter ist völlig verstört. Sowas kann Jahre dauern, bis man sich davon erholt — wenn überhaupt. Nicole schleppt möglicherweise lebenslang ein Trauma mit sich herum. Und Sie wollen jetzt ein paar Tage später gleich alles wegmachen. Entschuldigen Sie bitte, aber das ist typisch Mann.«

»Frau Küpper ich will und kann hier nicht alles wegmachen, das ist mir doch völlig klar. Versuchen wir es anders herum: Was würden Sie sich denn wünschen?«

»Ich würde mir wünschen, dass Eltern wie Sie Ihre Kinder besser erziehen, damit Jungen wie Jannik keine Gefahr für andere darstellen.«

»Ich kann Ihnen versichern, dass meine Frau und ich«, Stahl schaute zu Nina, »uns sofort gefragt haben, wo unser Fehler lag. Und ja, wir ziehen uns den Schuh an, nicht streng genug gewesen zu sein und falls es Sie beruhigt: Das wird sich ändern.« Jannik schluckte.

»Wenn Sie glauben, Herr Stahl, dass Sie das Problem mit Strenge allein lösen können, dann irren Sie sich. Sie haben doch gesehen, woran es Jannik offensichtlich fehlt?« Sie wartete. »An Einfühlungsvermögen. Und mir fehlt ehrlich gesagt das Vertrauen, dass er das von Ihnen lernen kann.«

»Ulrike, wir kennen Stahls doch überhaupt nicht. Nur weil ein Kind mal etwas ausfrisst, muss das doch nicht heißen, dass die Eltern nicht dazu in der Lage sind, ihr Kind zu erziehen. Außerdem hat Herr Stahl doch eingeräumt, dass es da Defizite gab und sie etwas ändern wollen.«

»Ein Kind etwas ausfrisst? Das klingt nach einer geklauten Tafel Schokolade. Auf welcher Seite stehst du eigentlich, Gerald?«

»Ich stehe auf Nicoles Seite, denn sie braucht gerade die meiste Unterstützung. Auf einen zusätzlichen Familienstreit wird sie wahrscheinlich gerne verzichten.« Gerald Küpper blickte fragend zu seiner Tochter, die ihm nickend zustimmte.

»Magst du etwas sagen?« Sie schüttelte den Kopf. »Ist denn bei dir angekommen, dass es Jannik leidtut und dass er daraus gelernt hat?« Sie nickte.

Ulrike Küpper schaute ihren Mann vorwurfsvoll an. »Sie stimmt dir doch jetzt nur zu, weil ihr das hier alles zuviel wird. So kommen wir nicht weiter. Ich glaube, dieses Treffen streut nur

Öl in die Wunden.« Normalerweise hätte Stahl dieses schiefe Bild korrigiert, aber hier biss er sich auf die Zunge.

Herr Küpper wendete sich noch mal an seine Tochter. »Ich fasse zusammen: Du hast Janniks Entschuldigung gehört. Du weißt, dass er das nicht wieder tun würde, weil er etwas gelernt hat. Aber ich vermute, du bist noch nicht so weit, ihm zu verzeihen. Richtig?« Sie schüttelte den Kopf. Jetzt blickte er zu seiner Frau. »Meine Frau ist auch noch nicht so weit, mit dem jetzigen Stand ihren Frieden zu machen, wenn ich das richtig interpretiere?«

»Das interpretierst du richtig.«

»Dann wäre mein Vorschlag, dass wir die Angelegenheit alle einmal überschlafen und uns in ein, zwei Tagen wieder besprechen, vielleicht nicht unbedingt in der großen Gruppe. Was denkst du, Ulrike?«

»Ich sehe zwar nicht, wie sich das Problem durch Schlafen lösen soll, aber wenn du meinst. Aber nur, damit das klar ist: Ich behalte mir rechtliche Schritte vor.« Stahl spürte seinen Puls im Hals.

»Ich glaube auch nicht, dass sich das Problem von alleine löst, Schatz, aber ich habe Sorge, dass sich die Fronten verhärten, wenn wir jetzt weiter sprechen. Nicole, bist du damit einverstanden, dass wir hier eine Zäsur setzen?« Nicole nickte.

»Dann danke ich Ihnen — Frau Stahl und Herr Stahl — fürs Kommen. Dir natürlich auch Jannik. Ich würde sagen, dass ich mich bei Ihnen melde. Ich habe ja jetzt Ihre Telefonnummer. Einverstanden?«

»Einverstanden.« Stahl erhob sich als erster und bis auf Nicole und ihre Mutter gingen alle zur Tür. Ulrike Küpper blieb auf dem Sofa sitzen und nahm ihre Tochter in den Arm. Damit vermied sie absichtlich eine formelle und damit höfliche Verabschiedung.

Auf dem Weg nach draußen entdeckte Stahl ein Foto von Gerald Küpper beim Zieleinlauf des NewYork-Marathons. Das Bild zeigte auch seine Finish-Zeit.

»Drei Stunden zwanzig? Wow.«

Küpper winkte ab. »Das ist schon zehn Jahre her. Heute würde ich nicht mehr unter vier Stunden bleiben. Laufen Sie auch?«

»Ich fahre Rad und jogge nur im Winter bei Schnee und Glätte, wenn das Radfahren zu gefährlich ist, ich aber meine Ausdauer nicht verlieren will.«

»Mir ist Radfahren hier in der Stadt zu gefährlich und wenn ich erst mit dem Auto ins Grüne fahren muss, wird mir der Aufwand zu groß. Beim Joggen ziehe ich meine Schuhe an und los geht's.«

»Ja, das ist ein Vorteil. So, jetzt wollen wir Ihnen nicht noch mehr Zeit stehlen. Wir hören voneinander.«

Küpper schüttelte allen drei Stahls die Hand und öffnete die Tür.

16. Radtreff

Auf der Rückfahrt herrschte im Auto eisiges Schweigen. Zu Hause angekommen, zog sich Stahl gleich um und schwang sich aufs Rad. Er beeilte sich, um rechtzeitig zu seiner Radgruppe zu kommen, die sich dreimal wöchentlich zur Ausfahrt traf. In Berlin herrschte auf den Straßen Krieg mit drei Kriegsparteien: Autofahrer, Fahrradfahrer und Fußgänger. Es galt das Motto »jeder gegen jeden«. Bei Fahrrad-Unfällen konnte Berlin im Jahr 5000 Verletzte vorweisen, 600 Schwerverletzte und ein Dutzend Tote. Stahl fühlte sich jedoch sicher, denn er war mit seinem Rennrad verwachsen. Er konnte auf dem Hinterrad fahren, auf dem Vorderrad umdrehen und beliebig lange auf der Stelle stehen, alles mit den Füßen in den Klickpedalen. Bei dichtem Verkehr kam er auf seinem Rennrad in der Stadt schneller voran als jedes Auto. Er schlängelte sich zwischen allem und jedem hindurch und wenn er es wie heute eilig hatte, nahm er es mit den Verkehrsregeln nicht zu genau. Er sagte sich: *Wenn ich eine rote Ampel überfahre, gefährde ich nur mich und keine anderen.* Das größte Risiko waren ohnehin Rechtsabbieger, wenn er bei Grün auf dem Radweg über eine Kreuzung fuhr. Die meisten Autofahrer schauten über ihre rechte Schulter, aber nicht weit genug nach hinten. Niemand rechnete mit einem Rad, das sich mit bis zu 50 Kilometern pro Stunde nähert. Auf die kam Stahl schnell, wenn er mit vierstelligen Wattzahlen in die Pedale trat. Diese Spitzenwerte erreichte er in Sprints locker, wie ihm sein Fahrradcomputer anzeigte, der mit den Powermetern an den Kurbeln verbunden war. Das 21. Jahrhundert hatte auch beim altbekannten Fahrrad Einzug gehalten: Sein Rahmen war aus Carbon, die Schaltung elektrisch und gebremst wurde wie beim Auto mit Scheiben. Kabel suchte das Auge an Stahls Rad vergeblich. Auf dem flachen Land war das Gewicht des Rades, es lag zwar unter acht Kilo, lange nicht so wichtig wie die Aerodynamik.

»Idiot«, schrie Stahl. Er hatte es geahnt: Ein Rechtsabbieger hatte ihn mal wieder zu spät bemerkt. Sicher, er hätte rechtzeitig bremsen und den Fehler des Autofahrers ausgleichen können. Aber wieso? Am Ende wäre dem entgangen, welcher schwerwiegender Fehler ihm unterlaufen war. Also hielt Stahl meist drauf, gleichsam als Erziehungsprogramm. Grundsätzlich gab es zwei Szenarien, die er hunderte Male »durchgespielt« hatte: Würde ihn der Fahrer bis zum Ende nicht sehen, konnte er im letzten Moment so scharf bremsen, dass er vor dem Auto anhielt. In solchen Fällen schlug Stahl gern mit seiner Hand auf dessen Motorhaube und beschwerte sich laut beim Fahrer. Der konnte sich nur kleinlaut entschuldigen, denn war Stahl im Recht. Drehte sich der Fahrer im zweiten Szenario doch um, konnte Stahl ungebremst über die Kreuzung schießen und wurde zusätzlich mit erschreckten Gesichtsausdrücken belohnt. Oft traten die Spät-Reagierer so auf die Bremse, dass ihnen Gegenstände durchs Auto flogen. Das befriedigte Stahl doppelt, denn lose Gegenstände im Auto waren seiner Meinung nach auch Ausdruck einer gefährlichen Naivität. Diese Fahrer konnten sich offensichtlich nicht vorstellen, dass sie bei ihrer »vorausschauenden Fahrweise« jemals scharf bremsen müssen. Denkste.

Dieses Mal sah ihn der Fahrer des weißen Golfs später, aber noch rechtzeitig. Stahl hätte geradeaus weiterfahren können, aber er tat so, als hätte er sich erschreckt, und machte einen ausschweifenden Schlenker. Der Fahrer hielt sich sogar die Hand vor den Mund. Ein Geschenk für Stahl, der beim Weiterfahren grinste. Er fühlte sich wohl auf seinem Feldzug für mehr

Sicherheit auf Berlins Straßen. Stahl kam gut voran, aber der Fahrradcomputer zeigte noch immer, dass er zwei Minuten zu spät kommen würde. Jetzt hieß es, ein Schippchen draufzulegen. Neben den Rechtsabbiegern gab es eine weitere Gefahr auf den Radwegen: die Fußgänger. Die kreuzten häufig unvorhersehbar, wenn sie die Straße außerhalb von Kreuzungen überqueren wollten. Autofahrer, die zu ihren parkenden Autos gingen oder diese verließen, mussten ebenso über die Radwege laufen. Hier hatte Stahl eine andere Didaktik. Er versuchte, deren Geschwindigkeit so abzuschätzen und seine so zu dosieren, dass er sie so knapp wie möglich passierte, am liebsten so, dass sie seinen Windzug spürten. Das gelang nicht immer, weil der Spielraum für Fehler minimal war. Im Zweifel irrte er sich lieber auf der Seite des Verfehlens, denn tatsächlicher Kontakt konnte schnell schmerzhaft werden oder gar sein Rad in Mitleidenschaft ziehen. Aber selbst wenn seine Opfer keinen Windzug spürten, erschrakten sie, wenn er es schaffte, vor ihnen vorbeizufahren. Auch so erfüllte er seinen pädagogischen Auftrag.

Nur noch zwei Straßen vom Treffpunkt der Gruppe entfernt, ging heute etwas schief: Ein Fußgänger kam aus einem Haus und lief zügig zu seinem geparkten Auto, das er schon mit der Fernbedienung entriegelt hatte. Stahl würde es nicht mehr schaffen, vor ihm vorbeizufahren. Er hörte mit dem Treten auf und plante, knapp hinter ihm vorbeizurauschen und genau dort die Klingel zu betätigen. Das würde den unachtsamen Fußgänger auch erschrecken. Ein paar Meter vor dem geplanten Nahezu-Kontakt hielt der Fußgänger plötzlich inne und drehte sich um, vielleicht weil er etwas in dem Haus vergessen hatte. Für einen Richtungswechsel nach links war es für Stahl zu spät. Er wich er nach rechts aus, aber in diese Richtung bewegte sich jetzt der Fußgänger. Der Schlenker musste deshalb größer ausfallen. Genau in dieser neuen Schussrichtung stand eine gusseiserne Straßenlaterne. Rechts von ihr kam ein Fußgänger entgegen, der vorschriftsgemäß auf dem Bürgersteig lief. Blitzschnell erkannte Stahl, dass er nach dem Schlenker rechts gleich einen nach links einleiten musste. Bei seiner Geschwindigkeit reichte die Zeit nicht mehr und er prallte mit dem rechten Oberarm gegen den Laternenpfahl. Nicht so, dass er stürzte, aber doch so, dass der Arm sofort schmerzte. Das würde einen gewaltigen blauen Fleck ergeben. Dummerweise drängte die Zeit, sodass er nicht anhalten konnte, um den Fußgänger zurechtzuweisen. Stahl drehte sich nur kurz um und es wirkte fast so, als hätte der Mann von der Aktion nicht mal Notiz genommen. Das schmerzte doppelt.

Stahl gab weiter Gas und traf pünktlich bei der Gruppe ein. Er ging aus dem Sattel, klickte sich aus den Pedalen und hielt sich den rechten Oberarm.

»Hey Alex, was geht? Alles klar bei dir?«

»Hi Bernd, habe eine Laterne gestreift.«

»Lass mal sehen.«

»Ach, geht schon.«

»Mann, das sieht aber nicht gut aus. Willst du nicht zu einem Arzt gehen.«

»Ach, schlimmstenfalls eine Prellung. Da kann der Arzt nichts machen.«

»Und wenn was gebrochen ist?«

»Das würde ich merken.«

»Ist ja dein Arm.«

Stahl begrüßte die anderen vier Fahrer, die gekommen waren.

»Warum sind wir heute so wenige?«

»Am Sonntag ist doch das Rennen in Hamburg. Da schonen sich viele.«

»Auf geht's. Wohin fahren wir heute?«

»Nach Norden. Blankenburg, Bernau, Wandlitz und dann Schönwald zurück.«

Bis die Gruppe aus der Stadt heraus kam, wurde in der Regel wenig geredet und alle fuhren einzeln hintereinander. Man konzentrierte sich auf den Verkehr und außerdem war der Geräuschpegel hoch. Sobald es auf die ruhigeren Radwege und weniger befahrenen Landstraßen im Grünen ging, fuhr die Gruppe jeweils zu zweit nebeneinander, heute drei Paare hintereinander. Man plauderte mit seinem Nachbarn, aber die Windgeräusche bei durchschnittlich dreißig Kilometer in der Stunde waren zu groß, als dass man die Fahrer vor oder hinter sich hätte verstehen können. Stahl fuhr neben Bernd in der ersten Reihe. Er fuhr meist vorne, denn ohne Windschatten musste man etwa dreißig Prozent mehr Pedalkraft aufwenden und somit war der Trainingseffekt größer. Er war in dieser Gruppe der schnellste Fahrer und deshalb lag die Anstrengung für ihn eher im unteren Bereich und sein Puls stieg selten über 130. Die Gespräche der Männer — Frauen gab es in der Gruppe wegen des hohen Tempos selten — kreisten immer um die gleichen Themen: Neben dem Fachsimpeln über den Radsport ging es um andere Sportarten und Hobbys, Autos, Politik und Wirtschaft, Computerspiele, Filme und Serien, Reisen — meist nach Mallorca zum Radfahren —, Ernährung und Fitness. So ein Gespräch wie er es mit DuMont geführt hatte — über Philosophie und Psychologie — war hier eher unwahrscheinlich. Stahl wäre nie auf die Idee gekommen, seine Familienprobleme mit seinem Radfahr-Kumpels zu besprechen. Er fuhr Rad, um von diesen Dingen Abstand zu gewinnen. Nach zwei Stunden kam die Gruppe wieder am Ausgangspunkt an. Sie besuchten ihr übliches Café, das reichlich Tische auf der Straße anbot. Das war zum einen angenehm ungezwungen für die Radfahrer, die mit ihren Schuhen immer wie auf Stelzen liefen und in ihren engen Trikots nicht recht in ein edles Restaurant oder Café gepasst hätten. Zum anderen konnten sie so ihre Räder in Sichtweite abstellen und bewachen, denn der sportliche Rennradfahrer mit Ambition würde nie ein Fahrradschloss mit sich führen. Ein Ersatzschlauch, Minimalwerkzeug, eine Trinkflasche sowie eine winzige Luftpumpe waren das höchste der Gefühle. Ventilkappen und Reflektoren in den Speichen waren ebenso verpönt wie Schutzbleche und Trink-Rucksäcke oder — Gott behüte — Rückspiegel. Die meisten fuhren sogar ohne Fahrradklingel, waren aber doch froh, wenn zumindest einer in der Gruppe eine montiert hatte, um Fußgänger oder langsame Radfahrer schon von weitem aus dem Weg klingeln zu können.

»Georg, was war heute los?«, wollte Stahl wissen. »Ich kann mich nicht daran erinnern, wann wir das letzte Mal deinetwegen langsamer fahren mussten. Erkältung oder zuviel trainiert?«

»Weder noch. Mir geht's nicht so gut.«

»Krank an Leib oder Seele?«, fragte Ulrich als Zahnarzt mit semi-professionellem Hintergrund.

»Seele. Die Scheidung ist jetzt ein Jahr her und langsam geht mir das Single-Dasein auf den Zeiger.«

»Hast du denn schon versucht, Frauen kennenzulernen?«

»Schon, aber wohl zu halbherzig. Die Richtige ist mir noch nicht über den Weg gelaufen.«
Stahl schüttelte den Kopf. »Die läuft dir nicht über den Weg. Du musst dem Glück auf die Sprünge helfen. Was hast du denn bisher probiert?«

»Ich halte die Augen auf. Aber als Maschinenbau-Ingenieur in der Entwicklungsabteilung eines Auto-Zulieferers hast du nicht viele Arbeitskolleginnen.«

Diesen Offenbarungseid nahmen seine Freunde als Einladung, ihn mit Ratschlägen und Belehrungen zu bombardieren. Kai-Uwe, Architekt, 46, begann:

»Statistisch gesehen lernen die meisten sich über Freunde kennen. Die Halbschwester meiner Frau ist auch Single. Soll ich die mal fragen, ob sie Interesse hat, dich kennenzulernen?«

»So eine Verkuppung ist mir unangenehm.«

Jörn, der Steuerberater, fragte Georg: »Was hast du denn sonst für Hobbys? Bei Freizeit-Aktivitäten lernen sich viele kennen.«

»Ich baue Modellhubschrauber und fliege sie.« Alle lachten.

»Auf dem Modellflugplatz wirst du keine heißen Frauen aufreißen. Leg dir doch ein neues Hobby zu. Am besten eines, das bei Frauen beliebt ist. Tanzen, Reiten, Schwimmen oder sowas. Beim Schwimmen siehst du gleich, was du bekommst. Ha ha.«

»Als Sport würde ich Tennis oder Golf empfehlen. Dann würdest du auch etwas Geld heiraten.«

»Nur, weil du als Zahnarzt ausschließlich ans Geld denkst«, sagte Stahl, »heißt das nicht, dass Georg genauso gestrickt ist.«

»Das war ein Spaß, Alex.«

Kai-Uwe hatte eine Idee: »Inzwischen lernen sich über dreißig Prozent der Paare im Internet kennen: Paarship, Tinder, Facebook und so weiter.«

»Das habe ich natürlich längst probiert. Da wirst du nur angelogen. Es ist ein riesiger Zeitaufwand und ich hatte das Gefühl, dass viele Frauen das Daten nur als Hobby betreiben und gar nicht ernsthaft einen Partner suchen.«

»Kauf dir einen Hund«, meinte Jörn, »seit wir einen haben, merke ich, wie leicht man da mit anderen Hundebesitzern ins Gespräch kommt. Du kaufst dir natürlich keinen Kampfhund, sondern etwas Niedliches. Beagle, Sheltie oder so. Besorg dir am besten einen Welpen, da schmilzt jede Frau dahin.«

»Oder er leiht sich ein Baby und setzt sich vormittags auf einen Kinderspielplatz. He, he.«

»Da gabelt er bestenfalls alleinerziehende Mütter auf.«

Bernd empörte sich: »Freunde, jetzt redet ihr über Georg schon in der dritten Person, obwohl er hier am Tisch sitzt. Was ist denn mit Bars, Georg? Hast du das versucht?«

»Da fehlen mir der Mut und die Schlagfertigkeit. Habt ihr das schon mal gemacht? Ich meine, eine Unbekannte angesprochen.«

Allgemeines Kopfschütteln. Lediglich Bernd nickte. »Als Junge und noch als junger Mann habe ich mich das nie getraut, aber dann habe ich PUA-Seminare besucht.«

»PUA — was ist das denn?«

»PUA steht für Pick-up-Artist.«

»Das kenne ich«, sagte Jörn, »das sind die Jungs, die pro Woche fünf Frauen aufreißen. Die nennen das, glaube ich, ›Schnitten klarsprechen‹ oder sogar ›sargen‹. Ziemlich frauenverachtend, wenn ihr mich fragt.«

»Es gibt solche und solche«, entgegnete Bernd, »aber nur, weil man lernt, wie man Frauen gegenüber so auftritt, dass man attraktiv wirkt, heißt das nicht, dass man frauenverachtend ist.«

»Wie muss ich mir das denn vorstellen?«, wollte Georg jetzt doch wissen.

»Das fängt damit an, dass du nicht gleich zeigst, dass du Interesse an der Frau hast, denn wenn sie ahnt, dass sie bei dir nur ›schnipp‹ machen müsste, verlierst du an Attraktivität. Was man leicht bekommen kann, ist uninteressant; ist etwas schwer zu bekommen, wird es attraktiv. Das richtige Maß ist hier der Schlüssel: Zu schwer zu bekommen und zu uninteressiert, darfst du dich auch nicht geben. Du vermeidest auf jeden Fall, die Frau mit Geschichten zuzutexten, wie toll du bist. Du drehst den Spieß eher um. Du fragst sie, was sie neben ihrem Aussehen Interessantes mitbringt. Natürlich kannst du Selbstvertrauen, das du nicht hast, nicht vortäuschen. Deshalb besteht ein großer Teil der Ausbildung zum Pick-up-Artist darin, an dir selbst zu arbeiten, das sogenannte ›inner game‹. Du wirst attraktiv, wenn du ausstrahlst, dass du mit dir, so wie du bist, zufrieden bist und dass du keine Bestätigung von außen brauchst, um dein inneres Vakuum zu füllen. Danach kommt das sogenannte ›outer game‹, also die Abläufe, die beim Verführen angewendet werden.«

»Hat dir das was gebracht?«

»Auf jeden Fall. Ich habe als Erstes die Hemmung verloren, fremde Frauen anzusprechen, und ich habe viel über mich gelernt. Ich kann auch Kundinnen schneller lesen und schneller eine Verbindung zu ihnen aufbauen.«

»Was sagt denn deine Frau dazu? Weiß sie, dass du so ein Pick-up-Artist bist?«

»Das weiß sie. Und mein diesbezügliches Selbstvertrauen macht mich auch für sie attraktiver. Was dir in der Ehe und beim Verführen auch hilft, sind die Männer-Frauen-Bücher: ›Männer sind vom Mars, Frauen von der Venus‹, ›Warum Männer nicht zuhören und Frauen schlecht einparken‹. Kennst du die?«

»Habe davon gehört. Ist da was dran?«

»Definitiv. Ich kann dir gerne ein, zwei Beispiele erzählen und dann wirst du dir ein Buch bei Amazon auf deinem Handy bestellen, noch bevor du wieder aufs Rad steigst. Aber nur, wenn euch das auch interessiert.« Bernd schaute in die Runde und sah in weit offene Augen und grinsende Gesichter. Lediglich Stahl schien wenig begeistert.

»Also gut: Problemverarbeitung und Punktvergabe. Männer und Frauen verarbeiten Stress und Probleme unterschiedlich: Wenn Männer ein Problem haben, gehen sie in ihre Höhle und kommen erst wieder raus, wenn es ihnen besser geht. Die Höhle kann das Fitness-Studio sein oder der Renn-Simulator.« Bernd schaute zu Stahl. »Es kann die Fahrradtour sein oder manche meditieren. Auf jeden Fall will der Mann nicht mit seiner Frau über das Problem reden. Er will ihr seine Schwäche nicht zeigen und einen Rat von ihr könnte er schon überhaupt nicht ertragen. Wenn die Frau das wüsste, würde sie ihren Mann in Ruhe lassen und drauf vertrauen, dass er irgendwann wieder aus seiner Höhle herauskommt. Das weiß sie aber nicht und weil sie

mit Problemen und Stress anders umgeht als er, denkt sie, das sei auch bei ihm der richtige Weg und erleidet Schiffbruch.«

»Wie gehen Frauen denn mit Problemen um?«, fragte Georg interessiert.

»Sie reden darüber. Allein das Reden darüber verringert ihre Probleme schon erheblich. Empathie tut ihnen auch gut. Jemand versetzt sich in sie hinein und es entsteht eine Verbindung. Das erhöht das Oxytocin im Körper der Frau und baut ihren Stress ab. Weil aber der Mann denkt, dass sie ihm ihre Probleme erzählt, um eine Lösung zu bekommen, erwacht der Feuerwehrmann in ihm und der muss das Feuer löschen. Also sagt er ihr: ›Schatz, du musst nur A, B und C tun und dann ist alles wieder in Butter.‹ Die Frau will aber keine Lösung, sondern Empathie. Nach dem unbefriedigenden Gespräch mit ihrem Mann wird sie ihre Freundin anrufen und ihr sagen: ›Mein Mann versteht mich nicht.‹«

Der Mann muss also lernen, zuzuhören, und die Frau muss lernen, den Mann in Ruhe zu lassen.

»Das würde einige Missverständnisse erklären, die ich mit meiner Frau hatte. Und was meinst du mit ›Punktvergabe‹?«

Bernd gefiel sich sichtlich in der Rolle des gefragten Therapeuten und sagte: »Männer und Frauen führen in ihrer Beziehung Buch. Sie haben ein Konto und wann immer der Partner etwas richtig macht, gibt es Punkte; bei Fehlern und Versäumnissen werden Punkte abgezogen.«

Kai-Uwe stimmte zu: »Das klingt zwar berechnend und egoistisch, aber das machen wir doch alle. Nur wo liegt der Unterschied von Männern und Frauen?«

»In der Zahl der Punkte. Frauen geben dir immer nur einen Punkt, egal was du machst. Blumen mitgebracht: ein Punkt. Müll runtergetragen: ein Punkt. Spülmaschine ausgeräumt: ein Punkt.«

»Klingt fair. Wo ist der Haken?« Ulrich drehte seine Handflächen nach oben.

»Wenn du denkst, dass du über Wochen etwas ins Minus geraten bist, weil du nie an Blumen gedacht, den Müll runtergetragen oder die Spülmaschine ausgeräumt hast, dann kommst du auf die Idee, dass du das Geld nach Hause bringst.«

»Wie, dafür gibt es keine Punkte?«

»Doch, aber nur einen. Wenn du lebend nach Hause kommst: ein Punkt. Also überlegst du dir eines Tages, deinem Konto einen Boost zu verpassen. Du überraschst deine Frau zum Hochzeitstag mit einem Porsche Cabrio. Rate mal, wie viele Punkte du dafür bekommst?«

»1000?«

»Einen Punkt. Wir Männer machen das natürlich anders und vergeben Punkte proportional zur Leistung: Die Frau bringt dir ein Bier ins Wohnzimmer: ein Punkt. Die Frau kocht ein leckeres Drei-Gänge-Menü: fünf Punkte. Sie erzählt in Gesellschaft, was für ein toller Liebhaber und großartiger Ehemann du bist: zwanzig Punkte.«

Jörn stimmte zu: »Alles andere ergibt ja keinen Sinn.«

Bernd hob den Finger. »Männer und Frauen liegen deshalb auch weit auseinander, wenn es um den vermuteten Kontostand der Frau geht. Der Mann denkt ›heute null Punkte‹ und die Frau würde sagen: ›Was? Ich habe dir heute Morgen das Shampoo in der Dusche gereicht, dir ein Handtuch hingelegt, ich habe dir geholfen die Manschettenknöpfe zuzumachen.‹ Für den

Mann liegt all das weit unter dem Schwellenwert für einen Punkt. Prinzip verstanden?« Bernd schaute fragend zu Georg.

»Ja, aber warum hat mir meine Frau das nie gesagt?«

»Aus dem gleichen Grund, warum du ihr nicht gesagt hast, dass du anders funktionierst als sie: Wir wissen eben nicht, dass wir von zwei unterschiedlichen Planeten kommen.

Tragischerweise erzählt man uns heute, dass das Geschlecht beliebig wäre und nur eine freie Entscheidung und der Sozialisation. Ich halte das für Unsinn.« Bernd machte eine resolute Handbewegung und grinste. »So Kinder, Ende der Vorlesung. Es wird langsam dunkel und wenn ich rechtzeitig zu Hause sein will, muss ich jetzt los. Wenn ich nicht pünktlich zum Abendessen komme, zieht mir meine Frau einen Punkt ab.«

Da keines der Rennräder mit einer Beleuchtung ausgestattet war, bat Georg um die Rechnung und lud alle ein. Man verabschiedete sich und die Gruppe verstreute sich in alle Richtungen. Stahl und Bernd hatten ein paar Kilometer denselben Heimweg.

»Wow, du hast da ja eine Seite, die ich noch nicht kannte. Wusste gar nicht, dass du so ein Frauenverstehender bist.«

»Ha, ha. So weit würde ich nicht gehen, aber ich bemühe mich.«

»Vielleicht sollte ich auch mal so ein Buch lesen?«

»Wie man Pick-up-Artist wird?«

»Nein, ich bin doch glücklich verheiratet, wie du weißt. Eines, das mir erklärt, wie ich meine Frau besser verstehe.«

»Ach so. Ja, na klar. Ich schicke dir einen Link. Ich muss jetzt nach rechts. Also, man sieht sich.«

»Man sieht sich.«